

Nr. 60 Juni 2015

www.hastuzeit.de

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitung

Hingehört?!





Liebe Leserinnen und Leser,

die Freude ist groß, denn wir feiern unsere 60. Ausgabe! Seit 10 Jahren gibt es die *hastuzeit*, dafür haben wir uns extra die Heftmitte reserviert.

Jetzt, wo die Temperaturen merklich steigen, beginnt auch die Festival-Saison. Passend dazu haben wir das Thema »Musik in Halle« gewählt. Dazu findet Ihr zahlreiche Interviews mit Musikern in der neuen Ausgabe.

In unserer ersten Rubrik hastuUNI geht es unter anderem um nichts, genauer um das »Seminar über Nichts«, das an unserer Uni momentan angeboten wird. Weiterhin haben wir mit einem Studenten gesprochen, der sich mutig aus dem Unialltag ausgeklinkt hat und nun studiert, wie er es mag.

Eine Umfrage haben wir auch vorbereitet: Ihr habt uns erzählt, welche Musik Ihr hört und in welchem Club Ihr sie findet.

Selbstverständlich lässt uns auch der »Hallische Zufall« nicht in Ruhe. Wir lieben Halle und hassen es gleichzeitig. Lest doch mal rein und findet heraus, wie oft der »Hallische Zufall« schon bei Euch zugeschlagen hat.

Zu guter Letzt wünschen wir Euch viel Spaß beim Lesen, Rätseln und einen super Sommeranfang.

Johanna und Julia

- Our international students will soon find some of our articles translated into English on our website. (*hastuzeit.de*)



Impressum

hastuzeit, die hallische Studierendenschaftszeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredaktion: Johanna Sommer (verantwortlich), Julia Plagentz

Redaktion: Konrad Dieterich, Tobias Hoffmann, Katja Elena Karras, Paul Thiemicke, Christine Unsicker

Freie Mitarbeit: Charlotte Albrecht, Lucie M. Baltz, Josephine von Blueten Staub, Doreen Blume, Hagen Gehritz, Riccardo Kirschig, Sarah Kretzschmar, Franziska Lang, Anja Meironke, Katharina Mußner, Til Norge, Julia Rott, Anna Teigky, Ramona Wendt

Layout: Konrad Dieterich, Katja Elena Karras

Titelbild: Katja Elena Karras

Lektorat: Josephine von Blueten Staub, Doreen Blume, Hagen Gehritz, Riccardo Kirschig, Sarah Kretzschmar,

Jan Krüger, Anja Meironke, Katharina Mußner, Til Norge, Julia Rott, Johanna Sommer, Jule Szymanowski, Anna Teigky, Paul Thiemicke, Christine Unsicker, Ramona Wendt

Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der Martin-Luther-Universität, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

E-Mail: redaktion@hastuzeit.de

Website: www.hastuzeit.de

Druck: Druckerei H. Berthold, Äußere Hordorfer Straße 1, 06114 Halle

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

Auflage: 4000 Stück

Redaktionsschluss: 13.5.2015

hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium. Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwahrende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung.

Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 19.00 Uhr im Stura-Gebäude statt, außer in der vorlesungsfreien Zeit (Anschrift siehe oben) und sind öffentlich.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1.5.2013.

Einige entsprechend gekennzeichnete Fotos stehen unter einer Creative-Commons-Lizenz. Erläuterungen und Vertragstexte zu den Lizenzen unter <http://creativecommons.org/licenses/>



Stura aktuell

Serviceleistungen

Technikleihe (Musikanlage, Beamer ...)

BAföG-, Rechts- und Sozialberatung

Kinderinsel

Gutschein für Verbraucherzentrale: www.stura.uni-halle.de/service/verbraucherzentrale/

Öffnungszeiten

Montag, Dienstag und Donnerstag von 14.00 bis 18.00 Uhr

Feste Termine

BAföG-, Rechts- und Sozialberatung, Nebenjob- und Praktikaberatung

jeden Donnerstag von 14.00 bis 16.00 Uhr

Anmeldung unter www.stura.uni-halle.de/service

Studierendenrat
MLU Halle
Universitätsplatz 7
06099 Halle

Tel. 0345 552 14 11

Fax. 0345 552 70 86

Mail: stura@uni-halle.de

www.stura.uni-halle.de

www.facebook.com/sturahalle



Von links nach rechts: Jan und Michel, Fachschaftsratkoordinatoren

Sprecher für Fachschaftsratkoordination

In dieser *hastuzeit* möchten wir Euch das Amt der Fachschaftsratkoordinatoren vorstellen, um Euch die Vielfältigkeit der Stura-Arbeit aufzuzeigen.

Wer sind denn nun aber die Fachschaftsratkoordinatoren? Das sind Michel Kleinhans und sein Stellvertreter Jan Hendrik Hoffmann. Michel studiert BWL in der Vertiefungssäule Nachhaltigkeitsmanagement und Jan Medizin. Beide sind von Euch gewählte Mitglieder des Stura.

Zusätzlich zum Stura setzt sich Jan beim Sozialistisch-Demokratischen Studierendenverband (SDS) und im Fachschaftsrat für eine antifaschistische und -rassistische Politik ein, während sich Michel im Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) für eine konservativ orientierte Hochschulpolitik einsetzt. Michel engagiert sich weiterhin im Verwaltungsrat des Studentenwerkes und im Fakultätsrat für die studentischen Interessen.

Aber nun: Was macht der Fachschaftsratkoordinator? Auf regelmäßigen Treffen tauschen wir uns über

die Arbeit der einzelnen Fachschaftsräte aus und nehmen die Probleme Eurer Fachschaften vor Ort auf, um diese auf hochschulpolitischer Ebene im besten Fall lösen zu können. Oft sind es auch nur der Austausch von Terminen, sodass Ihr Euch nicht an einem Abend zwischen mehreren guten Partys entscheiden müsst. Zur anstehenden Hochschulwahl stellen wir zum Beispiel auch die Musterfolien mit dem Wahlhinweis bereit, die im besten Fall jeder Dozent vor seiner Lehrveranstaltung auflegt.

Neben dem Engagement in der Hochschulpolitik sind wir auch in politischen Parteien verankert. Gemäß seiner hochschulpolitischen Orientierung verfolgt Jan seine gesellschaftlichen Vorstellungen in der Linkspartei, während Michel seine wertorientierten Interessen innerhalb der CDU und als Kreisvorsitzender der Jungen Union Halle dort besonders die Anliegen der jungen Generation in der Partei vertritt.

Und das Beste: Trotz aller parteiideologischer Differenz klappt die Zusammenarbeit dieser beiden Sprecher.

Kostenloses Beratungsangebot und Jobbörse vom Stura für Euch

Ihr seid auf der Suche nach einem Job? Kein Problem. Mit unserer kostenlosen Jobvermittlung unterstützen wir Euch bei der Suche nach dem passenden Nebenverdienst. Dafür müsst Ihr uns nur eine E-Mail an buero@stura.uni-halle.de schicken, und wir nehmen Euch in den Verteiler auf. Die Angebote werden Euch dann regelmäßig per E-Mail zugeschickt.

Auch bei Angelegenheiten rund um Miet-, Vertrags-, Arbeitsrecht und Co. können wir Euch mit unserer unentgeltlichen Rechtsberatung helfen.

Probleme mit dem BAföG können ebenfalls gelöst werden. Wir bieten Euch eine vom Studentenwerk unabhängige Beratung an. Unterstützung erhalten wir dabei vom ehemaligen Chef des BAföG-Amtes Halle, Jörg Kreutz.

Knapp bei Kasse, und Euer Studium gerät dadurch in Gefahr? Mit der Hilfe eines Sozialdarlehens können wir Euch eventuell unter die Arme greifen. Außerdem werden wir tatkräftig von Frau Dr. Petra Bebert (Studentenwerk) unterstützt, deren Beratung ebenfalls in unserem Gebäude angeboten wird.

Alle Beratungen sind für Mitglieder der verfassten Studierendenschaft (erkennbar am Stura-Logo auf Eurem Studierendenausweis) kostenlos und finden jeden Donnerstag, jeweils von 14.00 Uhr bis 16.00 Uhr, statt. Wer einen Beratungstermin braucht, muss sich diesen vorher unter www.stura.uni-halle.de/service/reservieren.

Außerdem bieten wir Euch eine kostenlose Beratung bei der Verbraucherzentrale an. Dafür müsst Ihr Euch vorher einen Gutschein online erstellen: www.stura.uni-halle.de/service/verbraucherzentrale/

Diskriminierung im Profifußball

Am 10. Juni 2015, 18.30 Uhr, laden wir zur großen Diskussionsrunde zum Thema »Diskriminierung. Rassismus und Gewalt im Profifußball« ein.

Wir freuen uns auf FIFA-Schiedsrichter Daniel Siebert, Vertreter von der UEFA, vom Hallenschen FC sowie von Borussia

Dortmund. Wir sprechen intensiv über die Probleme im Spitzenfußball und diskutieren über aktuelle Lösungswege und Verbesserungsvorschläge.

Alle Details geben wir rechtzeitig auf unserer Homepage bekannt: www.stura.uni-halle.de

Das große Stura-Open-Air-Konzert am 11. Juni

Es ist endlich so weit! Auch in diesem Jahr bringen wir den Uni-Platz wieder ordentlich zum Beben.

Wir laden am 11. Juni 2015 zum großen Livekonzert ein. Los geht es um 19.00 Uhr vorm Audimax. Für Euch rocken die Bühne: *well known pix*, *Lick Quarters* und *Cocoon Fire*. Der Eintritt ist frei, Getränke und Essen gibt es wie immer zu studentenfreundlichen Preisen.

Das Konzert findet im Rahmen des Unisportfestes statt. Ab 14.00 Uhr ist daher für alle vorlesungsfrei. Im Anschluss an das Open Air laden wir zur After-Show-Party in den Turm ein.

Hochschulwahl 2015

Am 27. Mai haben wir Euch an die Wahlurnen gebeten. Die Ergebnisse stehen nun fest. Wer Eure Interessen in der kommenden Legislatur im Studierendenrat und in den Fachschaftsräten vertritt, erfahrt Ihr unter: www.hochschulwahl.info/de/ergebnisse

Die Vertreterinnen und Vertreter, die es in den Senat und die Fakultätsräte geschafft haben, findet Ihr unter: <http://wisswei.verwaltung.uni-halle.de/wahlen>



Illustration: Susanne Wohlfahrt

Best of StudIP

▼ Rosa Buch, wo bist du?

Habe dich, mein Ein und Alles, du rosa A6 Büchlein, irgendwo im nirgendwo verloren. Ich bedauere es zutiefst und brauche dich, wie du auch mich. Ich würde Pralinen und Wein für dich geben aber nicht mehr ohne dich wollen leben.

Im Ernst. Bitte meldet euch, wenn ihr es findet!

erstellt von [Nancy Eisenhart Thaler](#) | gültig bis bis 31.05.2015

antworten

Anzeige melden

▼ 26 Zoll Fahrrad im Tausch gegen O-Saft

Ich tausche mein 26 Zoll Pegasus Fahrrad gegen zwei Liter Orangensaft. Das Rad ist orange-rot und hat eine 21-Gang Kettenschaltung, die allerdings gerne mal Probleme macht. Deshalb ist es auch zu haben. Ich habe leider überhaupt keine Ahnung von Fahrrädern und bin damit immer wieder überfordert gewesen.

Vielleicht findet sich ja jemand der Interesse hat.

Melden könnt ihr euch unter [\[REDACTED\]](#) am besten ist SMS oder WhatsApp oder natürlich eine Nachricht über StudIP ;)

Liebe Grüße

Lisa

erstellt von [Lisa Witzmann](#) | gültig bis bis 03.06.2015

antworten

Anzeige melden

▼ AB-WASCH

Liebe freundliche Mitmenschen und Mitmenschinnen,
Bei uns fällt - oh welche ein Wunder - regelmäßig, meist postprandial, ein schöner kunterbunter Haufen abzuwaschendes Geschirr an. Oder auch anzuwaschendes Geschirr ab. Die Freude dieses Abwaschens würden wir gerne mit Euch Mitmenschen und Mitmenschinnen teilen. Als Dank dafür könnt Ihr uns gerne ein irgendein irgendwas durch eurerseits Mitgebrachtes mitbringen.

erstellt von [Karinanna Thiel](#) | gültig bis bis 17.05.2015

antworten

Anzeige melden

▼ Verkaufe ungesüßten CRANBERRY SAFT Bio Qualität

Ich verkaufe eine fast volle Flasche Cranberrysaft (fast schon Mark). Sie hat mich in der Apotheke 9€ gekostet, ich hätte gern noch 6 dafür. Hilft gut gegen Blasenentzündungen, vor allem auch vorbeugend!

erstellt von [Kerstin Wagner](#) | gültig bis bis 18.05.2015

antworten

Anzeige melden

▼ Lelo Noa Paarvibrator

Verkaufe original verpackten Paarvibrator Lelo Noa in Deep Rose. Ist die günstige Variante des Tiani, hat aber gleichen Funktionen. Hier der Amazon Link für weitere Erklärungen und Beschreibungen.

http://www.amazon.de/Lelo-Noa-Black-Paarvibrator-St%C3%BCck/dp/B008PALV6Y/ref=sr_1_1?ie=UTF8&qid=1428480430&sr=8-1&keywords=lelo+noa

Hätte gern 45 Euro .

Meldet euch unter:

[Kerstin Wagner](#)

erstellt von [Kerstin Wagner](#) | gültig bis bis 08.05.2015

antworten

Anzeige melden

▼ ... ein etwas anderes Muttertagsgeschenk (Olaz Anti-Falten Lift Creme)
Olaz Anti-Falten Lift Tagescreme Tiegel, 1er Pack (1 x 50 ml) NEU

...gilt es einmal abzugeben. Wahrscheinlich eher für Studentinnen eines höheren Semesters oder wie wäre es mit einem Muttertagsgeschenk für die Mutter?

Hier ein Bild: <http://fs2.directupload.net/images/150425/y763q9m5.jpg>

Weitere Infos: http://www.amazon.de/Olaz-Anti-Falten-Lift-Tagescreme-Tiegel/dp/B00RMIISZC/ref=sr_1_2?ie=UTF8&qid=1429970017&sr=8-2&keywords=Olaz+Anti-Falten+Lift+Tagescreme

Es handelt sich um frische Ware, welche somit nicht lange herumstand. Ohne Hin und Her für 5 € abzugeben oder eventuell einen Tauschvorschlag machen. Kontakt per PM / Mail.

erstellt von [Kerstin Wagner](#) | gültig bis bis 25.05.2015

antworten

Anzeige melden



Reden durch Reden meistern

Steht Ihr auf Kriegsfuß mit der eigenen Art, Vorträge zu halten? Schon seit 2006 lernen Studierende im ASQ »Rhetorik« alles zu Themen wie Sprechangst, Argumentationstechniken und der Kunst, Reden zu halten.

Advokatenweg 37, 8.20 Uhr, kurz vor Beginn des Seminars: Mit einem freundlichen Lächeln und einem festen Händedruck begrüßt mich Dozentin Ulrike Trebesius-Bensch und öffnet die Tür zu Raum 2.3. Einen Moment genieße ich das schummrige Licht und die Stuckdecke, allein vor einem Spiegel, zwischen Stuhltürmen und Gymnastikbällen. Dann füllt sich der Raum mit Kommilitonen, die routiniert einen Stuhlkreis aufstellen. »Die Neuen kommen in die Mitte. Auf den Ball!« droht man mir scherzhaft. Zum Glück bleibt es beim Scherz.

Kurze Zeit darauf sind alle an ihren Plätzen. Nach einer kurzen Stadt-Land-Fluss-artigen Adjektiv-Übung stehen für die heutige über dreistündige Sitzung Arten von Reden und Stichwortzettelsysteme auf dem Plan.

Der Mix aus spielerischen Übungen, handfester Theorie und praktischen Aufgaben soll die Teilnehmer befähigen, ihre rhetorischen Fähigkeiten zu verbessern. Dies ist dabei nicht nur unter dem Aspekt des freien Vortragens zu verstehen: Die Veranstaltung lehrt die Grundlagen, um Reden zu analysieren, gibt die Möglichkeit, auf vielen Ebenen über Kommunikation zu reflektieren und die Wirkung eigener Reden auf andere kennenzulernen. Kommilitonen und Dozentin geben Feedback zu den Kategorien des individuellen Wirkungsstils nach Helmut Geißner und Klaus Pawlowski: Denkstil (unter anderem Gliederung und Logik), Sprachstil (Aspekte der Wortwahl und des Satzbaus), Sprechstil (unter anderem Stimmklang und Tempo)

und Schauform (Mimik und Gestik). So wird ersichtlich, wo die eigenen Stärken und Schwächen liegen.

Das gegebene Feedback ist dabei nicht als Anweisung oder Verbesserungsvorschlag konzipiert, sondern soll den Teilnehmern helfen, Eigen- und Fremdwahrnehmung abzugleichen und das eigene Bewusstsein für diese Faktoren zu schärfen.

In einem Seminar über Rhetorik kommt die eigentliche Kommunikation miteinander natürlich auch nicht zu kurz. In den knappen, von grauer Theorie geprägten Teilen des Seminars herrscht eine zurückhaltende Atmosphäre, wie sie wohl jeder schon selbst in Seminaren erlebt hat – inklusive Handyspielereien, ganz ohne Tischplatte, unter der man das Gerät verbergen könnte. Beim gemeinsamen Überlegen, den Übungen und praktischen Aufgaben kommt jedoch eine ganz eigene Gruppendynamik zustande: Die zuvor erwähnte Adjektiv-Übung sorgte

für viele Lacher, und die humorigen Texte, die die Dozentin für die Stichwortzettelübung wählte, sorgen ebenso für amüsante Momente. Als es gilt, die zu Stichworten verkürzten Texte als Rede vorzutragen, versuchen die Kommilitonen sich süffisant die Rolle des ersten Sprechers zuzuschieben, und beim nachfolgenden Feedback lacht so mancher über seine sprachlichen Ticks. Die Stimmung ist beim Großteil der Gruppe gelöst, die Handys sind gar nicht mehr so interessant, und es gibt erstaunlich wenig Geflüster unter Sitznachbarn – stattdessen werfen die Kommilitonen gerne ihre Gedanken in den Raum. Kurz: Die Seminargruppe kommuniziert und interagiert ganzheitlich.

Laut der Dozentin ist es auch nicht selten, dass die im ASQ geknüpften Kontakte über das Seminar hinaus bestehen bleiben. Auch bei ihr selbst haben sich ehemalige Teilnehmer gemeldet, mit denen sie nun über XING in Kontakt steht.

Zu einem großen Teil trägt Ulrike Trebesius-Bensch zu der gelösten Atmosphäre bei: Sie gestaltet den Ablauf flexibel, versteht Studenten, die halb neun Uhr morgens noch nicht auf der Höhe ihrer geistigen Kräfte sind, und geht es ruhig an. Sie ist in der Lage, die Stimmung im Raum zu lesen und offen damit umzugehen: »Zu viel Theorie heute, ich texte Sie zu«, sagt sie an einer Stelle nonchalant und hält das Seminar trotzdem weiter am Laufen. Kurz darauf versteht sie es, mit ihrem stimmlichen Können die Aspekte des individuellen Wirkungsstils durch humorige Überspitzungen zu verdeutlichen. Sie bevorzugt für das ASQ ein »System der kleinen Schritte«. Der Fokus liegt auf den Einzelteilen des großen Ganzen; so führt sie die Teilnehmer gezielt durch das weitläufige Feld der Rhetorik.

Auf die Frage hin, mit welchen Zielen die Studenten ihr Seminar besuchten, erklärt sie, dass die Ziele der meisten Studierenden anfänglich sehr diffus seien. Nachhaken bringe dann aber

Konkretes, wie etwa die Wünsche nach weniger Versprechern, sichereren Vorträgen oder Akzente loszuwerden. Auch ein Teil der aktuellen Teilnehmer will an Aspekten wie Sprechsicherheit oder Argumentationstechnik feilen. Andere schätzen die interdisziplinäre Anwendbarkeit des Vermittelten oder finden das ASQ schlicht interessanter als die anderen Angebote der Universität. Trebesius-Bensch selbst sieht auch kein Problem darin, ohne konkrete Ziele in das ASQ zu gehen und alles auf sich zukommen zu lassen.

Auf die Frage hin, welchen Nutzen die Kommilitonen bisher aus dem Seminar für sich ziehen konnten, meinten einige schon erste persönliche Erfolge für sich verzeichnen zu können, zum Beispiel die harsche Kritik an sich selbst abgemildert zu haben. Andere waren skeptisch, ob sich das neu Gelernte gegen die inzwischen angewöhnten eigenen Methoden durchsetzen könne. Durchweg positiv bewertet wurde das Arbeitspensum für das ASQ: In den Blöcken wird man gefordert, und es gilt eine Rede zu analysieren sowie eine eigene zu einem frei gewählten Thema zu halten, im Gegenzug gibt es jedoch keine allwöchentlichen Textmassen zu bewältigen, wodurch sich das ASQ besser in den Stundenplan einfüge. »Die Aufwand-Nutzen-Balance ist gut«, resümiert ein Student der Medien- und Kommunikationswissenschaften nebst Kunstgeschichte.

Verspürt Ihr beim Gedanken daran, ein Referat zu halten, Unwohlsein? Habt Ihr den Wunsch, Eure Art zu reden zu analysieren? Oder seid Ihr einfach daran interessiert, mehr über die zwischenmenschliche Kommunikation zu erfahren? Dann bietet Euch das ASQ »Rhetorik« eine angenehme Atmosphäre, um sich auszuprobieren und zu verbessern, sofern Ihr Euch mit den Methoden der Veranstaltung arrangieren könnt, die sich auf die Prinzipien der Gruppenarbeit und des »Reden lernen durch Reden« stützen.

Text: Hagen Gehritz

Illustrationen: Katja Elena Karras



Viel Wirbel um Nichts

Ein ungewöhnliches Seminar zu einem noch ungewöhnlicherem Thema
oder warum das Universum zu 87,3 Prozent aus Schafskäse besteht



»Ich spreche gerne von nichts, denn das ist das Einzige, wovon ich wirklich etwas verstehe.«

Oscar Wilde (1854–1900)

Es ist Dienstagabend. Aus den Fenstern im vierten Stock kann man die angrenzenden Dächer überblicken, auf welche die Sonne, dank der europäischen Sommerzeit, noch immer fast unvermindert ihre Strahlen ergießt. Doch in dem hochgelegenen Raum der Franckeschen Stiftung sieht es ganz anders aus: Hier wird einer rätselhaften, erstaunlichen Materie auf den Grund gegangen, werden die Höhen zwischenmenschlicher Kommunikation ebenso wie die Tiefen der Seele ergründet. Die circa fünfzehn in einem Stuhlkreis versammelten Studenten sind Teilnehmer eines äußerst ungewöhnlichen Seminars – ein Seminar über Nichts.

Der Initiator dieser Veranstaltung ist Professor Dr. Pablo Pirnay-Dummer, zurzeit Vertretungsprofessor des Lehrstuhls für pädagogische Psychologie an der MLU. Mit angenehm ruhiger Stimme, ausholenden Gesten und einem obligatorischen kleinen Augen-

zwinkern führt er die Studierenden an die Grenzen der Wirklichkeit – zumindest in didaktischer Hinsicht:

»[Ich wollte] eine große Initialverwirrung erzeugen, hinsichtlich dessen, was noch akademisch, was noch wissenschaftlich sein kann und auch eine Verwirrung dessen, was in so einer Veranstaltung alles passieren kann.«

In der heutigen Sitzung steht das Missverständnis im Vordergrund. Der aufmerksame Teilnehmer lernt, dass die Kommunikation zwischen zwei Personen keineswegs reibungslos abläuft. Im Gegenteil: am gegenseitigen Verständnis gemessen missverstehen wir uns eigentlich ständig. Man versteht nicht, was der andere wirklich von einem will – und gerade durch diesen interpretativen Spielraum des Einzelnen entsteht eine tiefere Bedeutung. »Das Missverständnis ist der Motor der Bedeutung«, meint Professor Pirnay-Dummer.

Solche wuchtigen theoretischen Brocken werden allerdings wieder durch deutlich unkonventionelle Übungen und Methoden ausgeglichen. Ob man nun den »Jabberwocky« von Lewis Carroll bestaunt oder zur Verdeutlichung der Diskrepanz zwischen Forschung und Alltagsverständnis mit dem beunruhigend hohen Schafskäseanteil des Universums konfrontiert wird – charmant und zugleich leicht skurril taucht die Seminargruppe in die Geheimnisse des Nichts ein.

Dennoch: das Vermittelte ist mitunter schwere Kost. Das Nichts als nichtssagend-frivoles Vergnügen? Fehlanzeige. »Es ist nicht nur unbedingt ein Schenkelklopper-Seminar, sondern es geht auch um schwere Inhalte. Die Teilnehmer haben in diesem Seminar einen deutlich höheren Arbeitsaufwand als in anderen Seminaren.«

Das »Seminar über Nichts« ist kein ASQ, man bekommt keine Note, keine ECTS-Punkte. Es nützt (wahrscheinlich) nichts für Beruf und Karriere. Warum also opfern Studierende und Dozent Woche für Woche einen Abend, die Vorbereitung des Materials und »Hausaufgaben« nicht mit eingerechnet?

Die Antwort liefert Professor Pirnay-Dummer: »Ich sehe es als wichtigen akademischen Beitrag, und ich wollte auch viele Menschen, die ein solches Interesse noch aufbringen, bedienen und ihnen etwas anbieten, wo sie nicht nur über den Tellerrand hinausgucken können, sondern auch einfach mal komplett den Teller verlassen können.«

Darum geht es bei dem Seminar: Über den Tellerrand hinwegsehen, den Teller verlassen, neue Perspektiven zu erkunden, die einem nur die Betrachtung des Nichts bieten kann. Die interdisziplinär angelegten Themenschwerpunkte öffnen den Blick auf das Innerste des menschlichen Geistes – besonders des eigenen. Oder wie Professor Pirnay-Dummer es formuliert: »Es geht um akademische Inhalte, deren Reflexion und um einige Selbsterfahrungen.«

Außerdem ist das Seminar kein gewöhnliches. Zwar ist es auch »in vielerlei Hinsicht eine ganz klassisch ablaufende Lehrveranstaltung. Die hat einen Anfang und ein Ende, es gibt sogar Hausaufgaben.« Doch von allen anderen Universitätsangeboten unterscheidet es sich durch die äußerst starke Einbeziehung der Teilnehmer. Statt des klassischen Gegenübers ist es eher ein Miteinander. Was aus dem Seminar wird, wohin es führt, ist dabei allen Beteiligten überlassen.

»Ich bereue überhaupt nicht, das angeboten zu haben, im Gegenteil, es ist eine völlig willkommene Abwechslung zum klassischen Lehrbetrieb«, meint Professor Pirnay-Dummer.

Damit stellt das »Seminar über Nichts« in gewisser Weise auch ein didaktisches Experiment dar.

Einen Versuch, die klassische, etwas starre Lehrposition durch Eigeninitiative und Selbstengagement aufzulockern. Eigenschaften, die im modernen, modularisierten Universitätssystem vielleicht zu kurz kommen.

Dass dieses Konzept bei den Studierenden auf Resonanz stößt, ist nicht zu übersehen: Über mangelnde Teilnehmerzahlen kann sich der Professor nicht beklagen, auch wenn dies anfangs nicht sicher war: »Ich wusste ja noch nicht einmal, ob es dafür überhaupt ein Klientel gibt, das hatte ich gehofft, aber man weiß es nicht.«

Im Seminar sitzen Studierende aus ganz unterschiedlichen Fachbereichen: »Wir haben Juristen, Physiker, Chemiker, Informatiker und Mathematiker und natürlich

auch aus den sozialwissenschaftlichen Bereichen angehende Lehrer, Philologen. Man müsste fast suchen, dass man einen Fachbereich findet, der nicht vertreten ist. Das ist das Kostbare daran, dass da trotzdem noch so viel Auseinandersetzung ist.«

Die Teilnehmer kommen dabei aus vielen verschiedenen Gründen. Ob es das Bedürfnis nach Individualität ist, bloße Neugierde oder philosophisches Interesse – in einem sind sich alle einig: »Man nimmt etwas mit«. Was das genau ist, spielt gar keine so große Rolle. Selbstreflexion, geistige Bereicherung, veränderte Standpunkte oder schlicht und ergreifend die Erkenntnis, dass das Nichts mehr zu bieten hat als Leere. Das Universum ist angefüllt mit Nichts.

Zu 12,7 Prozent.

Text: Paul Thiemicke
Foto: Paul Thiemicke
Illustration: Anne Walther



Bildung ist nicht das Ziel der Universität

Die Geschichte von Manuel Kord ist eine besondere. Er besucht die Uni um des Studierens Willen, einen Abschluss wird er nicht machen.

Ein recht warmer Tag irgendwann im Mai, irgendwo in Halle. Ich treffe Manuel, wie so oft kenne ich ihn flüchtig vom Sehen, der Hallische Zufall hat mal wieder seinen Zweck erfüllt. Welche Fächer er studiert, in welchem Semester er nun ist, seinen eigentlichen Namen, all das werde ich dem geneigten Leser verschweigen. Das hat nichts mit Geheimnistuerei zu tun, vielmehr bringt Manuel es selbst auf den Punkt:

»Ich mache jetzt, was ich will, aber natürlich hat das Konsequenzen. Der Zugang zu meinem eigentlichen Berufswunsch wird mir versperrt sein.«

Im Gegensatz zu seinen Kommilitonen nämlich studiert er nur, wie es seinen Interessen entspricht. Er besucht also verschiedene Veranstaltungen, ganz ohne auf Modulbeschreibungen oder Prüfungsordnungen zu achten, und legt seit seinen frühen Semestern keine Prüfungen mehr ab. Keine bestandenen Prüfungen, kein Abschluss, unsichere Zukunftsperspektiven. Das nimmt Manuel in Kauf, aus reinem Idealismus. Sein Studium hatte er aus wirklichem Interesse an den Fächern selbst aufgenommen, dieses hat sich auch bis heute erhalten. Der Glaube daran, dass die Uni ein Ort sei, an dem man sich innerhalb eines vorgegebenen Studienprogramms ganzheitlich und intensiv bilden könne, dagegen nicht.

»Ich hatte einfach falsche Erwartungen an das Studium. Ich dachte, die Uni diene dem Erkenntnisgewinn, dem Klären lebensrelevanter Fragen, dem Verstehen. Das war ein Irrtum. Wirkliche Bildung ist heute nicht das Ziel einer Universität.«

Bereits nach kurzer Zeit fiel Manuel auf, dass bis auf zwei bis drei Seminare pro Semester, die wirklich sein Interesse wecken konnten, die restlichen im Grunde nur Zwangsveranstaltungen sind, die einfach durchlaufen werden mussten, ohne nennenswerten Lerneffekt oder Möglichkeiten der freien Entfaltung. Heute ist kein »Studium Generale« mehr möglich. Außerhalb des Studienplans andere Veranstaltungen besuchen zu können ist zu einem Luxus geworden, da der Zeitplan dies gar nicht mehr zulässt.

»Seit der Bologna-Reform ist das System insgesamt noch härter geworden. Die Uni ist heute ein Ausbildungsbetrieb, der einige Leute selektiert und andere durchschleust, damit sie möglichst schnell in der Wirtschaft funktionieren.«

Für Manuel hat das mit Bildung nichts zu tun, er empfindet es sogar als kontraproduktiv. Die Entscheidung, da nicht mehr mitzumachen, war dann eine pragmatische. Studenten hätten das Paradigma, »etwas werden zu müssen«. Es werde nur noch für den Abschluss studiert, ohne hätte man keine guten Chancen in einer Gesellschaft, die Geld über vieles andere stellt.

Dadurch sei unser Lebensweg weitgehend vorgezeichnet.

»Wenn du an der Uni wirklich machen willst, was dich interessiert, werden dir ständig Steine in den Weg gelegt. Es ergeben sich unauflösliche Widersprüche. Ich lebe in einer Gesellschaft, die mir absolut nicht passt. Verbessern wird sich daran nichts, es wird nur noch schlimmer.«

Einen Vorwurf könne er aber den Studenten selbst nicht machen, es sei das System, welches so beschaffen sei, durch das ein Ausreißen unweigerlich zu großen Nachteilen führt. Manuel hat Verständnis dafür, dass kaum jemand dieses Risiko freiwillig auf sich nehmen würde. Manchmal habe auch er Zukunftsängste. Ein Jahr, vielleicht zwei Jahre wird er wohl noch so weiterleben können, was danach kommt, weiß er nicht.

»Das jetzt ist der Weg, der mir selbst am ehesten entspricht. Klar ist es schwierig, aber ich bin momentan wirklich zufrieden damit.«

Text: Julia Plagentz
Illustration: Robert May



Die letzten ihrer Art

Zwei ehemalige Studenten der Ingenieurwissenschaften erzählen davon, wie es war auszusterben. Aktuell stehen unter anderem die Geowissenschaften auf der Roten Liste.

Nach der Schließung der Ingenieurstudiengänge an der MLU wurde im September 2006 das Zentrum für Ingenieurwissenschaften gegründet, um eingeschriebenen Studierenden noch die Möglichkeit zu geben, fertig zu werden. 2012 hat Christian Sommer seinen Doktor in Bioingenieurwissenschaften gemacht und gehört damit zu einer fast ausgestorbenen Art von Studierenden.

Womit hast du dich in deinem Studiengang beschäftigt?

Ich habe mich mit der Transglutaminase beschäftigt, damit kann man Surimi oder Putenrollbraten herstellen. Das ist ein Hilfsstoff in der Lebensmittelindustrie, um Fleisch oder fleischähnliche, proteinhaltige Lebensmittel fester zu machen.

Kennst du noch Kommilitonen, die im Bioingenieurwesen immatrikuliert sind?

Ja, einige arbeiten zum Beispiel noch an ihrer Doktorarbeit. Es ist natürlich interessant, weil das Professor-Studierenden-Verhältnis ein ganz anderes ist, als in einem Studiengang, der gerade im vollen Betrieb ist und eine Menge Bewerber und Kommilitonen hat. Aber durch die Zusammenarbeit mit der Biochemie, den Physikern oder den anderen Naturwissenschaften am Weinbergcampus ist man weniger allein. Vor allen Dingen arbeitet man bei den Professoren und den Arbeitsgruppen mit.

Wie hast du erfahren, dass dein Studiengang weggekürzt wird und wie empfandest du das?

Ich glaube, das hat mir ein Kommilitone erzählt. – Man muss auch mal aus der eigenen Perspektive schauen. Abgesehen von der Solidarität und der Kameradschaft seinen Kommilitonen gegenüber, ist es natürlich auch so, dass, je weniger Konkurrenten um Arbeitsplätze man im Endeffekt hat, desto besser die eigenen Chancen und auch die entsprechende Verhandlungsbasis sind.

Sind die Bachelor- und Masterstudiengänge der Fächer Biologie, Chemie und so weiter besser?

Das Problem ist, dass man bei der Biologie zwar eine Menge über die Natur und eine Menge Organismen lernt, aber nie den technischen Hintergrund lernt, dass man in eine industrielle Produktion mit dem Wissen gehen könnte. Das Interesse für einen geschäftlichen Einsatz, wo man effizient was industriell produzieren möchte, ist weder in der Pharmazie noch in der Biochemie oder in irgendeinem anderen Bereich angesiedelt. Dementsprechend ist der Bioingenieur an der Stelle schwierig zu ersetzen. Egal in welche Richtung man studiert, man studiert immer nur die Hälfte.

Als man deinen Studiengang versucht hat auszuradieren, hatte das Folgen für die Umwelt?

Gerade am Weinbergcampus sind einige, auch inzwischen recht große Unternehmen, die sich mit biotechnologischer Auftragsproduktion beschäftigen. Die müssen sich dann, wenn sie diesen Bioingenieurzweig nicht mehr zur Verfügung haben, aus anderen Studienrichtungen Kollegen beziehungsweise Mitarbeiter rekrutieren und die dann entsprechend schulen, auf ihre Instrumente, ihre Geräte und ihre Prozesse, die sie haben. Da hätte natürlich am Weinbergcampus gerade eine sehr fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Industrie und Universität stattfinden können. Findet auch tatsächlich immer noch statt: Zwischen der Biochemie



und den entsprechenden Unternehmen dort, aber der Prozesshintergrund ist mit den Ingenieuren an der Stelle deutlich verloren gegangen.

Was können Studierende heute tun, um nicht auszusterben?

Ich würde davon ausgehen, dass ein höherer Druck auf die Professoren deutlich mehr Erfolge bringt als Demonstrationen vor einem Regierungsgebäude. Zum Schluss entscheidet ja auch die Universität, in welche Richtung man mit welchen Mitteln geht, welche Studiengänge abgeschaltet werden, um zu einem Kompromiss oder einer Lösung zu kommen, die die Vielfalt der Universität erhält.

Andreas Gaida studierte von 1998 bis 2003 Wirtschaftsingenieurwesen. Sein Studium bestand aus BWL und Ingenieurwissenschaften. Für sein Diplomstudium hat er sich auf die Bereiche Logistik und Verfahrenstechnik konzentriert.

Gibt es denn einen gravierenden Unterschied zwischen deinem Diplomstudium und dem Bachelor oder Master in BWL?

Erst mal haben die nicht mehr so viele Wahlmöglichkeiten, wie wir das damals hatten. Wir waren nach dem Grundstudium wirklich sehr flexibel und konnten uns in alle möglichen Richtungen spezialisieren. Wir hatten ja auch 10 Semester Zeit und die Bachelorstudenten nur 6 Semester und 4 Semester Master. Das ist schon alles komprimiert worden. Kann auch sein, dass die mehr Druck haben, als wir das früher hatten. Das Diplomstudium war relativ angenehm. Es ist jetzt mehr Stoff pro Zeit, als es bei uns der Fall war.

Warum wurde dein Studiengang weggekürzt?

Ich habe noch in Erinnerung, dass es damals Diskussionen gab, weil das Land Sachsen-Anhalt wohl meinte, dass es sparen muss. Dass man sozusagen nicht mehr zwei Volluniversitäten hat: Magdeburg und Halle. In dem Zug, dass Magdeburg eher in die naturwissenschaftlich-technische Richtung gehen sollte und Halle mehr in Richtung Geisteswissenschaften, in dem Zug wurde die ingenieurwissenschaftliche Fakultät geschlossen.

Habt ihr versucht, eure vom Aussterben bedrohte Art zu retten?

Ich weiß das von meinen Kommilitonen: Die haben sich da teilweise noch mit engagiert, weil die etwas länger gebraucht haben als ich. Aber ich war im letzten Semester, habe die Diplomarbeit geschrieben, war in Wien, nicht in Halle. Ich selber habe mich da nicht mehr so viel dran beteiligen können ... Da gab es wohl schon einige Demos. Aber was die im Detail gemacht haben, weiß ich nicht mehr.

Wie hat sich das angefühlt auszusterben?

Ein bisschen traurig fand ich es schon. Ich hatte auch das Gefühl, dass Ingenieurwissenschaften nicht so eine große Wertschätzung hatten. Teilweise kann ich es auch nachvollziehen. Die Studentenzahlen waren schon relativ niedrig. Wir



hatten teilweise eine Vorlesung, da waren wir zu dritt drin. Aber es war einerseits schön, dass die Betreuung bei uns relativ eng war, aber man hat durchaus gemerkt, die Ingenieurwissenschaften hätten ein paar mehr Studenten vertragen können.

Hast du noch Tipps für aktuell bedrohte Studiengänge?

Ich denke, man kann sich nur wehren, indem man laut schreit und zeigt, dass man mit so einer Entscheidung nicht einverstanden ist und versucht, es den Entscheidungsträgern in der Politik schwer zu machen. Es gibt ja einen Rechtsanspruch, und man kann sein Studium beenden, das ist wenigstens ein Trostpflaster. Aber so ist es unerfreulich, wenn in der Fakultät die Stimmung in den Keller geht, weil man weiß, es endet hier alles.

Zu der Liste der bedrohten Studiengänge gehört Johannes Kreuzer, der seinen Bachelor mit 120 Leistungspunkten in Geographie und 60 Leistungspunkten in Wirtschaft macht.

Erinnerst du dich noch an eine Demo, wo du sagst: »Ja, die hat richtig was gebracht«?

Es ist doch bei jeder Demo dasselbe. Es ist erst mal ein lauter Aufschrei, und dann verläuft es sich im Sand. Ich meine, natürlich fühlst du dich in dem Moment stark verbunden, dass du vielleicht auch was bewirken kannst. Bist du dann wieder zuhause bist und denkst: ja, ja, ob das jetzt was wird? Es ist schade, dass dem Land die Bildung nicht so wichtig ist. Dass sie dafür die Mittel nicht freimachen, finde ich erbärmlich, aber wir sind ja nur die Elite der Zukunft.

Wer will deinen Studiengang verkürzen, das Rektorat oder das Land?

Das Land möchte nicht genau diese Studiengänge kürzen, sondern das Land möchte einfach nur weniger Geld bezahlen. Das Rektorat sagt dann: »Naja, nehmen wir die Studiengänge weg, wo die wenigsten eingeschrieben sind.« Wobei Geographie immer gut besucht ist oder war. Also, ich würde sagen, es sind beide daran schuld, aber primär das Land.

Du könntest dich auch freuen: Wenn dein Studiengang gestrichen wird, gibt es später weniger Konkurrenz.

Das ist Quatsch. Es wird immer genug Konkurrenz geben, da brauchen wir uns nichts vorlügen. Natürlich gehe ich zu den Demonstrationen. Das werde ich auch das nächste Mal machen, wenn da was läuft, ist doch klar. Es ist auch irgendwo meine Uni, egal welcher Studiengang.

Wie sieht es momentan in deinem Studiengang aus?

Wir hatten mal, glaube ich, sechs Professoren, jetzt haben wir noch drei. Du hast teilweise Kurse in Räumen, wo 50 Leute reinpassen, da sitzen 90 Leute



drin. Wir haben einen Dozenten, der muss sich um die Übungen, ein Tutorium, die Vorlesung, die Klausur und dann um die Exkursion kümmern. Dann hast du auch ständig, ich sage jetzt mal, Professorenersatz aus dem Westen, die für ein Jahr hierherkommen. Wenn du zum Beispiel eine Klausur verschissen hast, musstest dazu eine Ausarbeitung machen, hast die bestanden, aber die Klausur nicht, und dann ist der das nächste Jahr weg. Es kommt ein Neuer und der sagt: »Nö, die Ausarbeitung gilt nicht, das darfst du noch mal machen.« Das ist natürlich bombig. Ist mir zum Glück nicht passiert, aber einigen meiner Kommilitonen.

Wie könnte es denn noch schlimmer werden?

Wenn gar keine Professoren mehr da sind, und dann wird der Studiengang nicht mehr angeboten. Das ist natürlich Worst Case und sollte nicht passieren, aber wir haben gelernt, uns daran anzupassen.

Wenn es deinen Studiengang nicht mehr gibt, hat das Auswirkungen?

Es gibt viele internationale Projekte in Russland, Osteuropa und auch in Bayern und hier in der Region. Die forschen zum Beispiel in Südrussland, Richtung Kaukasus, an einer neuen Getreideart. Das Institut und das Bioinstitut testen, wie sich das so auf die Umgebung auswirkt.

Die betreiben nicht nur Monitoring, zeichnen nicht nur auf, die forschen ja auch. Das wäre schade, wenn so was wegfällt: Die Zusammenarbeit und die Forschung.

Interviews: Johanna Sommer

Foto 1: Christian Riecken

Foto 2: Christian Steidel

Foto 3: Katja Elena Karras

Behördenwahnsinn

Ich habe ein Problem mit meinem Studium und muss zwischen mindestens zwei verschiedenen Behörden hin und her telefonieren oder hin und her rennen.

Momentan habe ich es geschafft, mein kleines Nebenfach Musikwissenschaften mit 60 Leistungspunkten in 5 Semestern abzuschließen. Für mein Hauptfach benötige ich etwas mehr Zeit. Daher bin ich davon ausgegangen, dass ich mir irgendwann aus dem Löwenportal für meine Bewerbungen den Beleg ausdrucken kann, dass ich Musikwissenschaften in 5 Semestern über die Bühne gebracht habe.

Falsch gedacht!

Zuerst habe ich festgestellt, dass, obwohl alle Module bestanden waren, im Löwenportal von einem Abschluss nichts zu lesen war. Schlimmer noch, man hatte mich einfach ins 6. Semester eingetragen. Daraufhin fing der ganze Spaß erst richtig an.

Im Nachhinein muss ich sagen, dass die Frau vom Prüfungsamt eine Engelsgeduld mit mir hatte, denn ich wollte anfangs folgendes von ihr: Wieso kann ich meinen Abschluss nicht einsehen? Wieso stehe ich im 6. Semester, das ist doch falsch, kann das nicht behoben werden? Ein paar Tage später bekam ich dann Bescheid, dass alles durchgerechnet wurde und der Abschluss meines zweiten Faches einzusehen ist. »Wunderbar«, dachte ich mir, druckte wieder eine Studienbescheinigung aus, mit meiner letzten TAN-Nummer und stellte fest, wie mich die Semesterzahl 6 frech angrinste. Wieder rief ich bei der netten Frau vom Prüfungsamt an, bekam aber nur zu hören, ich müsse mich an das Immatrikulationsamt wenden.

Super, dachte ich, ich brauche sowieso einen neuen TAN-Block vom Immaamt. Nach einer kurzen Wartezeit kam ich auch dran. Ich ging also voller Hoffnung hinein und bekam dann Folgendes zuhören: »Wir können Sie nicht aus einem

Fach exmatrikulieren und in dem anderen Studienfach drin lassen. Somit wird die Semesterzahl weitersteigen.« Okay, das hatte ich verstanden, widersprach dennoch: »Ich bin doch aber fertig. Außerdem bin ich bestimmt kein Einzelfall. Kann man das nicht gesetzlich ändern lassen?« Das alles hat mir nichts gebracht, außer ein freundliches »Nein« von der Mitarbeiterin. Die Hoffnung auf ein glückliches Ende war zerstört. Da hätte ich auch mit einer Wand reden können, was keinen Unterschied ergeben hätte.

Folgende Fragen quälten mich: Gibt das Musikinstitut weiterhin für mich Geld aus, obwohl ich die Räumlichkeiten und Programme nicht mehr nutze? Ich hatte herausgefunden, dass die Uni, als ich mich immatrikulieren ließ, bereits Geld kassierte. Und wie sollte ich später meinem Arbeitgeber erklären, dass ich mein zweites Fach in zweieinhalb Jahren durchgezogen habe, wenn es so nicht dasteht?

Vertrösten konnte mich da die nette Frau vom Prüfungsamt. Als ich aus dem Immaamt rausging, rief ich sie mal wieder an, erzählte ihr, dass das Immaamt mir nicht weitergeholfen hat, und sie erklärte mir noch, wie ich dennoch nachweisen kann, dass ich nur 5 Semester brauchte: »Durch den Ausdruck Ihres Notenspiegels können Sie mit dem letzten Datum Ihrer Prüfung klarstellen, dass Sie es in nur 5 Semestern geschafft haben.«

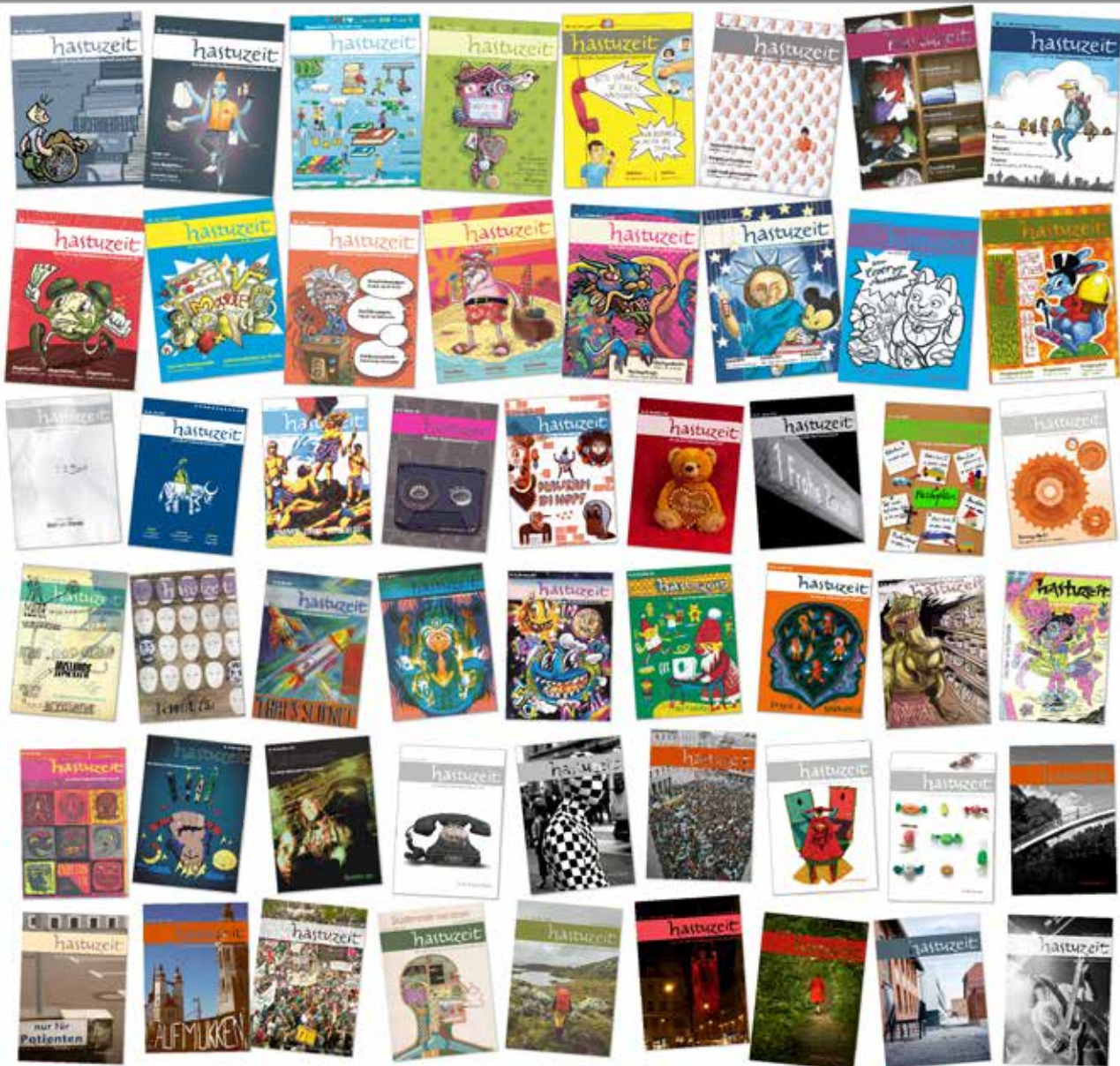
In Zukunft werde ich feststellen, ob mein Arbeitgeber das erstens nachvollziehen kann oder zweitens, ob ihn das überhaupt interessiert.

*Text: Johanna Sommer
Foto: Katja Elena Karras*





hastuzeit



10 Jahre, 60 Hefte



»Ich will spüren, wie der Wind in meinen Haaren weht, solange sie noch sind.
Ich will leben, alles mitnehmen, was immer sich auch ergibt.«

Das Schönste, was auf der Straße passieren kann

Seit nun schon sieben Jahren erfüllt Hannes' Gesang die Straßen von Halle. Selbst an seinem Geburtstag steht der Songwriter mit Gitarre bewaffnet vor der Ulrichskirche und singt aus tiefstem Herzen. Noch studiert Hannes Bungenberg Informatik, dieses Sommersemester nutzt er allerdings ausschließlich für seine Musikkarriere.

In Halle braucht ein Straßenmusiker rechtlich keine Sondernutzungs-erlaubnis, wenn er maximal 30 Minuten an einer Stelle spielt und danach den Standort um 50 Meter wechselt. Hältst du dich immer an diese Vorgabe?

Also wirklich streng wird es in Halle nicht kontrolliert. Ich halte mich schon meistens dran, aber manchmal hören mir noch so viele Leute zu und freuen sich, dann spiele ich auch gern zwei, drei Lieder mehr ...

Wie oft wechselst du in einer Straßenmusik-Session den Ort?

Unterschiedlich. Manchmal ist meine Stimme nicht voll da oder ich werde schnell heiser, dann spiele ich höchstens zwei Mal. An guten Tagen spiele ich schon an drei oder vier Stellen.

Und an welchen Orten spielst du meistens?

Abgesehen vom Platz hier vor der Ulrichskirche mag ich es sehr, vor Peek & Cloppenburg zu spielen, weil die Straße da eng und die Akustik sehr schön ist. Dort höre ich mich selbst sehr gut, und es hallt nach. Ansonsten noch am Händel, am Rathaus und die Leipziger Straße entlang. Woanders lohnt es sich nicht so sehr.

Gibt es bestimmte Jahres- oder Uhrzeiten, die sich besonders lohnen?

In den Semesterferien nehme ich etwas weniger ein, weil generell weniger Menschen unterwegs sind. Sonst merke ich aber keinen Unterschied, ob Winter oder Sommer. Uhrzeittechnisch kann ich es gar nicht einschätzen ... Ich spiele meistens nachmittags bis früher Abend, vormittags schaffe ich es nie. Studententagesrhythmus. (*lacht*)

Kannst du mir verraten, wie viel man als Straßenmusiker verdient?

Also eigentlich darf man das nicht sagen. Es gibt Straßenmusiker, die 5 Euro in der Stunde verdienen, andere verdienen auch schon mal 60 Euro die Stunde; das ist dann schon richtig viel. Ich bin meist irgendwo dazwischen.

Du spielst nicht nur alleine, sondern auch oft mit Johanna, die dich auf der Geige begleitet. Wie lange existiert ihr denn schon als Duo?

Wir machen seit mittlerweile drei Jahren zusammen Musik. Ich habe damals am Schwarzen Brett der Uni einen Aushang gemacht. Ich wollte selbst nicht immer nur alleine Straßenmusik machen und auch mal etwas Neues ausprobieren. Unter den Anfragen war auch Johanna dabei, und da ich noch nie mit einer Geige musiziert hatte und sehr neugierig war, haben wir uns kurz darauf zum Jammen auf der Peißnitz getroffen. Wir haben auf Anhieb harmonisiert. Johanna kann richtig gut improvisieren! Ich brauchte nur zu sagen, in welcher Tonart das nächste Lied ist, und dann spielt sie mit mir, als würde sie das Lied schon jahrelang kennen.

Auch bei Song-Slams oder anderen Shows trittst du häufiger auf, alleine oder zusammen mit Johanna. Wie ist es dazu gekommen?

Es kam eigentlich über den HALternativ-Verein, der »Kunst gegen Bares« im Charles Bronson organisiert. Dort habe ich vor vier Jahren zusammen mit Florian Aigner (»Der Unbekannte Interpret«) gespielt und sogar gewonnen. Das war ein unglaublich schöner Abend.

Dadurch habe ich auch viele Leute der hallischen Kulturszene kennengelernt und weitere Anfragen bekommen, zum Beispiel von Katja Hofmann für »Poeten gegen Sänger«.

Johanna und du, ihr arbeitet gerade an eurer ersten EP, und da ist ein Plattenstudio, das dich unter Vertrag nehmen will. Es könnte bei dir also kaum besser laufen. Und trotzdem stehst du an deinem Geburtstag auf der Straße und machst Musik. Was fasziniert dich daran so sehr?

Was ich bei Straßenmusik sehr schön finde, ist die Herausforderung, die zuhörenden Leute einmal wahrzunehmen und zu überlegen: Was spiele ich als Nächstes? Ich möchte dann gern etwas spielen, was sie kennen oder was ihnen von der Musikrichtung her gefällt. Das ist ein ganz spannendes Thema für mich. Natürlich kann die Einschätzung auch richtig daneben gehen.

Das glaube ich, dazu braucht man eine gute Menschenkenntnis. Aber wie sieht das konkret aus?

Naja, wenn zum Beispiel kleine Kinder zuhören, fange ich an, peppige Lieder zu spielen. Lieder mit dominantem Rhythmus, die ein bisschen Bewegung auf der Gitarre erfordern. Und dann kommt es oft, dass die Kinder anfangen zu tanzen. Das ist so das Schönste, was mir auf der Straße passieren kann. Solche Momente vergisst man auch nicht.

Text und Fotos: Josephine von Blueten Staub

- Weitere Neuigkeiten: www.facebook.com/hannesundjohanna





Live Fast, Rock Hard, Come Naked

Der Rockpool e.V. ist ein gemeinnütziger Verein zur Förderung junger Musikgruppen. Dieses Jahr feiert er sein zehnjähriges Jubiläum. Wie die Organisation hinter den Kulissen abläuft, welchen aktuellen Herausforderungen man sich stellen muss und warum ein Bier mehr am Abend lebensrettend sein kann.

»Ich bin seit Ende 2010 dabei. Der Rockpool als solches existiert schon länger, damals allerdings nur als Proberaum in Kröllwitz. 2005 hat sich das damalige Team dann entschlossen, daraus einen Verein mit so einer Konzeption zu gründen. Man ist aus dem alten Proberaum ausgezogen und hat als neuen Standort die Räumlichkeiten hier in der Grenzstraße 19 gefunden. Die ganze Technik hat der Pool über Spenden erhalten, zum Teil aus der Oper Halle. Damit haben sie eine Basis geschaffen, auf der wir heute einfach noch weiter arbeiten können.« erklärt Peter Krische.

Er bildet mit zwei weiteren Personen den Vorstand des Vereins und ist eines

der aktuell 35 Mitglieder, die den Rockpool zu dem machen, was er ist. In den frühen Anfängen bestand das Team aus gerade mal sechs bis zehn Leuten, was vieles erschwerte. Der Planungsaufwand allein für ein Konzert, zu dem viele Dinge gehören wie die Öffentlichkeitsarbeit, die generelle Organisation des Abends (wer macht was), das Einkaufen für die Bar, die Wartung der Technik und reichlich anderes, war irgendwann nicht mehr zu bewältigen und so schief das ganze Projekt ein wenig ein.

»Ende 2010 fing es dann wieder an. Es kamen neue Leute ins Team, langsam aber stetig wurden es mehr. Seit ungefähr zwei Jahren, also seit dem letzten großen Only Rock Open Air, als ›Pothead‹ Headliner waren, haben wir einen unheimlich großen Zulauf an Mitgliedern. Es ist ein ganz schöner Unterschied von ehemals 10 zu 35 Leuten und eine große Entlastung. Die Aufgabenverteilung funktioniert jetzt optimal, was einen sicheren Ablauf gewährleistet.«

The band was great, but the crew was awesome

Zu Beginn hat man einzelne Bands noch angeschrieben, ob sie im Rockpool spielen wollen. Über die Jahre hat man sich dann, auch international, einen sehr guten Ruf erarbeitet. Das resultiert darin, dass der Verein heute 50 bis 60 Auftritts Anfragen pro Tag im E-Mail-Postfach zu verzeichnen hat.

»Wir sind dazu übergegangen, im Team zu planen, als sogenannte Taskforce. Wir machen das Ganze quartalsweise, da es so einfacher für uns ist. Diese ganze Planung kann in zwei Tagen fertig sein, manchmal muss man sich nochmal ransetzen, sollte eine Band aus irgendwelchen Gründen absagen. Das kommt allerdings sehr selten vor. Durch die vielen Anfragen haben wir natürlich ein großes Konglomerat, aus dem wir wählen und entscheiden können. Wir sind dabei darauf bedacht, vor allem lokale Bands anzubieten. Nun ist das aber relativ schwierig, du kannst nicht alle Vierteljahre dieselben Bands spielen lassen, dann kommt keine Sau mehr.«

Trotzdem ist die Fülle an lokalen Bands sehr groß. Da man genremäßig unabhängig ist, ist die Gefahr von Dopplungen sehr gering. Seit eineinhalb Jahren schaut man auch mehr nach Leipzig.

»Von Leipzig bis hierher ist es jetzt nicht so weit. Was dann auch immer noch ganz gut kommt, ist natürlich, wenn wir externe Leute rein holen. Also solche Veranstaltungen wie das Full Metal Assault aus Merseburg.«

Dazu kommen lokale Reihen, wie die Groov'N'Dead Night, die von Yellin' Boots It organisiert wird oder auch verschiedene Projekte von den Cheesecake-Leuten.

Einmal im Quartal werden auch größere Bands gebucht, auch aus dem Ausland. Zuletzt waren das Dot Legacy aus Frankreich (April 2015) und Dead City Ruins aus Australien (Mai 2015). Es sind meistens Bands, die gerade auf einer längeren Tour sind und einen Tag »off« haben, aber trotzdem spielen wollen.

Dabei wird immer der unmittelbare Kontakt gesucht, also vom lokalen Konzertveranstalter (Rockpool) direkt zu den Musikern. Anfragen von großen und kleinen Bookingagenturen sind zwar gut gemeint, allerdings gehe dabei die Gemeinnützigkeit verloren, da zwischen Band und Veranstalter immer noch jemand dazwischen hängt, der auch bezahlt werden will. Natürlich machen solche Agenturen auch Sinn; man müsste sich als Konzertveranstalter um nichts kümmern, nur die Location stellen – aber einfach nur »anwesend« zu sein, darum geht es dem Rockpool nicht.

Am Konzertabend selbst werden die Bands, egal ob lokal oder international, immer bestmöglich betreut. Man möchte Qualität und eine professionelle Show bieten. So wird im großen Backstage-Bereich hinter der Bühne immer Essen und Getränke für die Musiker bereitgestellt. Vor dem Auftritt gibt es einen umfassenden Soundcheck. Das Gleiche gilt für die Lichteinstellungen, welche man mit dem technischen Team des

Damien Quintard, Leadsänger und Bassist von Dot Legacy



Pools absprechen kann. Es herrschen also optimale Bedingungen für ein gutes Konzert.

Zudem ist man für Projekte aller Art offen. Im März 2014 drehten Moon to Ocean hier ihre ersten Musikvideos. »Genau dafür wollen wir da sein, um so etwas möglich zu machen. Das ist unsere Arbeit.«

Bauverordnung 155

Das Jahr 2015 begann unerwartet holprig. Geplante Veranstaltungen, unter anderem der hauseigene Bandcontest, wurden plötzlich abgesagt. Gerüchte machten die Runde: Der Rockpool müsse schließen oder in den Volkspark umziehen. So dramatisch das im ersten Moment klang, so typisch deutsch sieht die Realität aus:

»Am Anfang war es für uns auch ein wenig undurchsichtig, weil wir ja nicht wussten, was jetzt eigentlich Phase ist. Wir haben nur einen Brief bekommen, in dem drinstand, dass laut Bauverordnung 155 das Gelände nicht für öffentliche Kulturveranstaltungen ausgelegt ist. Wir mussten dann erst mal mit den entsprechenden Ämtern reden, vorrangig mit dem hallischen Bauamt.«



Fest steht, dass man nicht umzieht und schon gar nicht schließen wird. Alles läuft in geordneten Bahnen. Man habe vom Bauamt entsprechende Anträge bekommen, sogenannte Bauvorlagen. Diese wurden an einen Bauingenieur weitergeleitet, der sie bearbeitet hat und die nun wieder dem Amt vorliegen. Die Kooperation von beiden Seiten ist da.

»Heißblütig irgendwo dagegen zu schießen, wäre absolut kontraproduktiv. Trotzdem, wir haben uns über die große Anteilnahme gefreut. Dass sich so viele Leute einen Kopf über uns machen, zeigt ja nur, dass das, was wir tun, auch ankommt und angenommen wird.«

Ein Bier mehr am Abend

Vorläufig konnte man sich darauf einigen, eine Veranstaltung pro Monat auszurichten. Allerdings ist so im Moment kein wöchentliches Angebot mehr möglich, welches man aber braucht, um den Verein langfristig betreiben zu können. Das stellt vor allem eine finanzielle Herausforderung dar.

»Wir müssen schauen, dass zu den Veranstaltungen, die wir machen, die Hütte voll ist. Das heißt, dass wir mindestens 80 Leute pro Abend brauchen, bei fünf Euro Eintritt.«

Trotz derzeitiger Lage wolle man den Preis nicht erhöhen, nicht einmal um einen Euro. Einen Fünfer habe jeder in der Tasche, selbst der Student mit wenig Bafög. Alles, was an der Eintrittskasse eingenommen wird, geht direkt an die Bands. Die Spenden, das Geld, das an den Rockpool geht, wird ausschließlich in Form von Getränken eingenommen. Davon wird alles finanziert: die Instandhaltung der Technik, der Einkauf für die Bar, anfallende Reparaturen, Druckkosten für Flyer und Plakate und alles Weitere.

Auch hier sieht man für eine Erhöhung keinen Grund. »Wir haben uns an den üblichen Preisen orientiert. Klar, es wird überall teurer, aber wir haben auch keine Lust, ständig die Tafel zu ändern. Zumal wir sowieso keine Kreide haben. Also lieber mal ein Bier mehr am Abend trinken und die Hoffnung haben, dass es hier weitergeht.«



Dead City Ruins

Summer of Rock

Die Zukunft aber sieht gut aus. Auch wenn es schwer abzuschätzen sei, hoffe man im Sommer, spätestens im Herbst, wieder den normalen Spielbetrieb aufnehmen zu können. Da durch die Renovierung des Peißnitzhauses auch das Only Rock erst einmal wegfällt, wird es auch keine Sommerpause geben. Zumal man aktuell einen ausreichend großen Abstand zwischen den einzelnen Veranstaltungen hat. Bereits letztes Jahr hat man mit einem Konzert mitten im August gute Erfahrungen gemacht. Jetzt wolle man versuchen, dieses Event größer aufzuziehen, auch mit Blick aufs Jubiläum. »Was genau passieren wird, verraten wir aber noch nicht.«

Generell aber merkt man vor allem eines im Rockpool: der große Zusammenhalt der Mitglieder und die Nähe zum Publikum, was sich in der ausgelassenen Stimmung bei jeder Veranstaltung niederschlägt. Ein Großteil der Besucher begrüßt die Mitglieder per Handschlag vor jedem Konzert. Man kennt sich gut und feiert zusammen, was man gemeinsam geschaffen hat.

»Wir haben alle viel Mühe und Arbeit investiert. Da hängt Herzblut an der ganzen Sache, und dann versuchen wir natürlich alles, dass es auch weitergeht. In der jetzigen Situation musst du natürlich auch entsprechende Dinge weitergeben. Umso mehr wir unsere Vereinsmitglieder miteinbeziehen in dieser Situation und zeigen, dass wir alle gemeinsam einen langen Atem haben müssen, schweißst uns das als Team auch noch mal ein Stück weit mehr zusammen.«

Text und Fotos: Katja Elena Karras

- www.rockpool-ev.de

Satte Sounds statt schnödem Summen

Das Hobby zum Beruf machen – wer träumt nicht davon? Mit seiner Idee, eigens gefertigte Instrumentenboxen herzustellen, hat sich der Hallenser Jacob Hirschfelder aus der Traumwelt in die Realität gewagt und ist nun selbstständiger Unternehmer in seiner eigenen Manufaktur.

Das Hühnermanhattan ist vielen schon als kultureller Hot-spot Halles bekannt. Neben einem Klub mit Konzerten bietet das Gelände auch Herberge für vielerlei kreativen Output: Tanz, Dichtung, Theater, Kunst, Musik und Handwerk. Die beiden letzteren Bereiche verbindet Jacob Hirschfelder in seiner Manufaktur für Instrumentenboxen, wo er die *hastuzeit* für ein Interview empfing.



Stell dich doch bitte zunächst einmal vor.

Also, mein Name ist Jacob Hirschfelder, ich bin 29 Jahre alt und gelernter Zerspanungsmechaniker. Ich bin jetzt schon eine ganze Weile im Hühnermanhattan-Verein tätig und habe dort auch meine Werkstatt, in der ich Boxen herstelle.

Wie kamst du zu deinem Vorhaben, und seit wann gibt es deinen Betrieb?

In erster Linie kam es dazu, weil ich selbst Musiker bin. Irgendwann stand ich vor einer kaputten Box und hatte versucht, sie zu reparieren. So kam dann auch das Interesse an der Sache.

Da ich auch die Konzerte im Hühnermanhattan-Klub mitveranstalte, ergab sich dann die Möglichkeit, auf dem Gelände einen Raum zu mieten und mir dort eine Werkstatt einzurichten. Im Januar 2012 hatte ich mich schließlich gewerblich angemeldet, und seitdem verkaufe und verleihe ich meine Instrumentenboxen.

Wie hat sich das Ganze seither entwickelt?

Nach kleineren Startschwierigkeiten und nachdem ich anfangs noch größtenteils an den Konzepten herumgefeilt hatte, lief es dann so langsam immer weiter an. Im November 2014 erschien sogar ein Artikel in der Zeitschrift »Gitarre & Bass«, die eine meiner Bass-Boxen mit 4×10-Zoll-Lautsprechern getestet hatte, worauf ich dann viele Anfragen von Interessenten bekommen habe.

Generell kommen die meisten davon über das Internet, aus den verschiedensten Teilen Deutschlands.

Welche Produkte stellst du genau her?

Hauptsächlich baue ich Boxen für Gitarre und Bass-Gitarre, aber auch für PA-Anlagen, zur Beschallung von beispielsweise Klubs.

Sind das dann Standardprodukte, oder wird jedes Stück ein Unikat?

Es ist eher irgendwas dazwischen. Zwar habe ich meine Standardboxen-Modelle, aber diese können eben individuell gestaltet werden. Ich habe beispielsweise eine sehr große Auswahl an Ledern und Kunstledern, die unterschiedliche Prägungen besitzen und mit denen ich die Boxen beziehe. Die Kantschienen, welche Ecken und Kanten der Boxen schützen, können in allen möglichen RAL-Farben pulverbeschichtet werden, und bei den Stoffen für die Frontverkleidung habe ich ebenfalls eine große Bandbreite zur Auswahl. Etwa aufwendig bedruckte afrikanische oder indische Stoffe, aber auch Seide. Zudem kann auch aus klassischen Stoffen gewählt werden, wie sie beispielsweise »Marshall« oder »Fender« verwenden. Damit bekommen die Boxen dann eine gewisse Retro- oder Röhrenradio-Optik, die ich persönlich sehr mag.

Im Allgemeinen aber versuche ich eher verschiedene Wege zu gehen, statt den Standardboxen der großen Hersteller nachzueifern – sowohl bei den Konzepten als auch bei den Materialien.

Du fertigest also auch Boxen an, die so nicht oder nur selten auf dem Markt vertreten sind?

Ja. Ich orientiere mich größtenteils an Konzepten aus den 60er, 70er Jahren oder an Verstärkern, die ich vom Klang her mag. Damals waren die Entwickler einfach experimentierfreudiger. Das heißt, es wurden verschiedene Kombinationen von Lautsprechern benutzt, die dann natürlich auch sehr klangprägend waren.

Ich bin Fan von Lautsprecherkombinationen verschiedenster Art. Demnach verbaue ich diese sehr experimentell im Vergleich zu dem, was so aus der Massenproduktion der großen Hersteller kommt. Beispielsweise setze ich andere Hochtonhörner ein, als es sonst üblich ist. Diese haben eine Membran aus Pappe statt aus Titan und bilden so ein weicheres Obertonspektrum.

Welche Materialien benutzt du?

Hauptsächlich nehme ich Pappelsperholz, was ein gutes Schwingungsverhältnis hat. Daraus baue ich dann auch die Verstrebungen in der Box, die übermäßige Schwingungen eindämmen.

Die Box wird meist mit Kunstleder bezogen, und die Verkleidung der Front kann aus einem Metallgitter oder einer Stoffbespannung bestehen. Die Kantschienen sind aus Metall, die stelle ich auch selbst her, und das Logo lasse ich bei einer Firma aus Metallplatten auslasern.

Wie lange benötigst du in der Regel für die Herstellung eines Produktes?

Die reine Arbeitszeit an sich dauert für gewöhnlich nur in etwa drei Tage. Aber es sind natürlich noch einige Zwischenschritte nötig, wie zum Beispiel die Pulverbeschichtung der Kantschienen in der Lackiererei oder wenn ich Lautsprecher bestellen muss, die ich gerade nicht auf Lager habe. Somit dauert die Herstellung, von der Planung bis zum fertigen Produkt, circa drei bis vier Wochen.

Wen oder was hast du denn bis jetzt schon ausgestattet?

Ich habe die Boxen der PA-Anlage des Hühnermanhattan-Klubs beige-steuert, für den ich jetzt erst zwei neue, riesige Subwoofer fertiggestellt habe und auch meist zu Konzerten die Boxen stelle. Im »Zwei Zimmer, Küche, Bar« in der Reilstraße steht ebenfalls noch eine Box von mir. Zudem gibt es auch schon einige Bands in Halle, die meine Boxen spielen, wie »Swedenborg Raum«, »The Polluters« oder »42B ABL 2B SOUND« – aber auch Leipziger Bands wie »jeffk« oder »Kasan«. Auch aus Bremen haben sich schon diverse Bands Boxen von mir anfertigen lassen, und aus dem Westen der Republik kamen auch viele Anfragen.

Was planst du zukünftig für Projekte, Produkte oder eventuell auch Kollaborationen?

In erster Linie arbeite ich natürlich weiterhin daran, meine Produkte bekannter zu machen. Neuerlich habe ich auch bei Jochen Imhof von »SignGuitars«, einem Gitarrenbauer aus Aachen, zwei Boxen stehen. Dafür werde ich dann künftig eine Bass-Gitarre von ihm in meinem Vorführraum mit ausstellen. So können Kunden von ihm seine Gitarren mit meinen Boxen testen, und Kunden von mir können meine Boxen mit seinem Instrument anspielen. Solche Synergieeffekte sind mir ganz lieb, und ich könnte mir auch vorstellen, weitere solcher Zusammenarbeiten einzugehen.

Interview und Foto: Riccardo Kirschig

• www.hirschfelder.net



Heizhausrock auf den Dächern von Halle

Der Sommeranfang steht bevor und somit auch die Fête de la Musique. Wie im letzten Jahr ist auch die Band HOUDINI vertreten. Zu Besuch im Proberaum konnte man den ersten Vorbereitungen lauschen.

Die Fête de la Musique geht auf eine Initiative des französischen Kulturministers Jack Lang aus dem Jahr 1981 zurück. Am 21. Juni 1982 fand die erste offizielle Fête in Paris statt, danach wurde sie jährlich landesweit veranstaltet. 1985 erreichte das Spektakel erstmals Deutschland. München war die erste Stadt, die sich der Idee annahm. Anfang der 2000er wuchs die Popularität hierzulande, und seit 2007 ist auch Halle an der Saale mit dabei. Deutschlandweit nehmen über 50 und weltweit über 540 Städte an dem Event teil, davon allein 300 in Europa.

Das Fest vertritt die Grundidee der musikalischen Vielfalt. An öffentlichen Orten, wie zum Beispiel Cafés, Parks, Fußgängerwegen und Galerien, sollen regionale Amateur- sowie Berufs-

musiker und Publikum spontan zusammenkommen und gemeinsam feiern. Eintrittspreise gibt es nicht, da der Zugang zu den einzelnen Konzerten für jeden frei sein soll. Entsprechend gibt es auch keine Honorare für die Musiker. Sie spielen an diesem Tag, dem 21. Juni, um die Stadt mit Musik und Klängen zu füllen und so den Sommeranfang zu zelebrieren. Die sommerliche Abendstimmung trägt maßgeblich zur Atmosphäre des Festes bei.

Veranstaltet wird die Fête de la Musique in Halle vom Postkult e.V. Durch eine Anfrage des Plan 3 e.V. (Kino LaBim) hat der Postkult ein Lokalnetzwerk gegründet, um das diesjährige Fest noch stärker in den Stadtraum zu tragen. Somit beteiligen sich das LaBim, die Johannesgemeinde, das Peißnitzhaus, der hr.fleischer e.V., die Drushba, das Hühnermanhattan und der Postkult e.V., der eine Open-Air-Bühne auf dem Dach des Umsonstladens im Böllberger Weg 5 zur Verfügung stellt.

An diesem Ort spielten 2014 HOUDINI zum ersten Mal für die Fête de la Musique.

HOUDINI, das sind Tom (Gesang und Leadgitarre), Marius (Rhythmusgitarre), Johannes (Bass) und Claudius (Drums).

Die Band existiert in ihrer jetzigen Zusammenstellung seit Februar 2014.

Ihr Proberaum befindet sich auf dem Gelände des Hühnermanhattan. Es ist ein kleiner Raum, dessen abgehängene Decke durch die vielen bunten Tücher und das Podest mit Sofa und Sessel selbst wie ein Club wirkt. Während der dreistündigen Probe konnte das einzige, große Fenster nur in den Spielpausen geöffnet werden, da sich neben dem Gebäude auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein Friedhof befindet.

Nachdem alle Mitglieder zur verabredeten Zeit anwesend waren, wurde in lockerer Runde der letzte Auftritt besprochen und organisatorische Dinge geklärt. »Die Bewerbung für die diesjährige Fête de la Musique lief wie im letzten Jahr eher unspektakulär ab. Man registriert sich mit seinen Daten und Songs über das Anmeldeformular bis zum 30. April, und dann heißt es warten.« erklärte Johannes. »Wir haben uns für die nächste Zeit aber auch separat beim Peißnitzhaus, LaBim und diversen Festivals beworben. Man sollte immer Anfragen stellen, auch wenn die Zusagen meistens recht spät kommen. Die Leute wollen sehen, dass du wiederkommst«, fügte Tom hinzu.

Danach fuhr der Sänger den Laptop hoch, schloss diesen an den Monitor an, um gemeinsam die neu aufgenommenen Songs durch zu gehen. »Unser Set umfasst mittlerweile zehn eigene Songs, und drei Covers. Wir kommen damit auf eineinhalb Stunden pro Auftritt, ohne Pause. Da wir unsere Lieder selbst aufnehmen, meist bei Liveauftritten oder im Proberaum, schauen wir, welche Version wir weiter verwenden können; bei Bewerbungen zum Beispiel oder für unsere Homepage. Und natürlich schauen wir darauf, was wir bei den einzelnen Songs besser machen können«, fasste Marius zusammen.

Nachdem HOUDINI alle Aufnahmen durchgehört hatten, machten sie sich ans Werk. Wie auch schon bei ihren Auftritten sind das Besondere die Jam-Songs, die einen Großteil ihrer Setliste ausmachen. Die Grundstruktur des Liedes bleibt gleich, aber die einzelnen

Mitglieder steuern immer neue Elemente mit ein, was vorher nicht abgesprochen wird. Dadurch sorgen HOUDINI dafür, dass sie nie hundertprozentig gleich klingen und jedes Konzert eine einmalige Erfahrung bietet.

Generell ist die Band sehr experimentierfreudig. So nutzte Marius in dieser Probe einen Fehler seines Verstärkers und steuerte klassische »Alien-Sounds« bei, die das Tempo und den Verlauf des Spielens beeinflussten. Einen kleinen Nachteil hat das allerdings: Bei der Einordnung einer festen Stilrichtung sind sie sich uneins.

Johannes: »Wir sind Alternativ-Disco-Pogo.«

Tom: »Psychedelisch, eine Mischung aus Blues und Funk«

Marius: »Es kommt auch drauf an, was die Leute sagen. Viele ordnen uns dem Stonerrock zu.«

Tom: »Stonerrock ist eine Art Allheilmittel, damit hast du die Freiheit, Soli spielen zu können, was ein wesentliches Element von uns ist. Und du kannst Songs machen, die wesentlich länger als vier Minuten sind.«

Claudius: »Also Heizhausrock!«

Die Soli sind das Zweite, was auffällt. Jeder einzelne kommt zu Wort mit seinem Instrument, die anderen stellen sich dann darauf ein. Das Timing ist dabei erstaunlich fließend, sehr selten passieren Fehler, eigentlich nur wenn es darum geht, einen Song zu beenden. Trotz ihrer relativ kurzen Zeit als Band scheint man sich hier gesucht und gefunden zu haben. Nach zweieinhalb Stunden des intensiven Spielens ist die Probe vorbei.

Für den anstehenden Auftritt zur Fête de la Musique würde sich die Band wünschen, wieder am Standort Postkult e.V. aufzutreten. »Es war einer der Höhepunkte unserer Auftritte im letzten Jahr. Den guten Soundcheck vor dem Konzert, der nicht immer selbstverständlich ist, fanden wir sehr gut. Dazu die tolle Stimmung und das Publikum, das den gesamten Hof füllte, waren der Wahnsinn. So was gibt es wirklich nur einmal im Jahr.«

Text und Fotos: Katja Karras

- Wer mehr von HOUDINI hören will: <http://houdinihumbug.bandcamp.com>
- Fête de la Musique Halle (Saale): <http://fete-halle.de>
- Postkult e.V.: <http://postkult.de>

10 Jahre

In deinen Händen hältst Du die sechzigste Ausgabe der *hastuzeit*. Danke dafür! Denn dies bedeutet, dass Du als Leser unserer Zeitschrift nicht nur Interesse zeigst, an allem, was die MLU und das Studentenleben drumherum betrifft, sondern auch, dass Du ihr ihre wichtigste Funktion zukommen lässt, nämlich gelesen zu werden.

Wir sind die einzige studienfachübergreifende Zeitschrift von Studenten der MLU für Studenten der MLU. Sieben ehrenamtliche Redakteure und in jedem Semester eine Horde frischer ASQler stecken viel Zeit und Mühe in jede Ausgabe.

Daher freuen wir uns natürlich über jeden Anblick *hastuzeit*-lesender Pausenschwärmer auf dem Uniplatz, über jede Ausgabe, die mit (mehr oder weniger) ausgefülltem Rätsel in der Francke-Mensa liegt und über jeden Kommentar auf unserer Internetseite. Auf dieser Doppelseite stellen sich unsere Redaktionsmitglieder erstmals vor und verraten, warum sie für die *hastuzeit* schreiben.

Wie viele Studierende der MLU in den vergangenen 10 Jahren seit unserer Gründung unsere Zeitschrift gelesen haben, wissen wir gar nicht genau. Eigentlich ist es auch nicht wichtig. Wichtig ist, dass Du jetzt gerade unsere Zeitschrift in den Händen hältst und hoffentlich für Dich interessante Artikel darin finden wirst, diesmal rund um das Thema Musik.

- In alten Heften blättern: www.hastuzeit.de/hefte/

Nebenan: Redaktion und freie Mitarbeiter(innen) von Heft 60.

Von oben nach unten,
von links nach rechts:

Hagen, Anne, Christine, Julia, Johanna,
Konrad, Paul, der hallische Zufall (stellvertretend für Tobias, zur Zeit in GB),

Katja, Jule, Corinna.

Nicht im Bild: unsere
ASQ-Teilnehmer(innen)

Text: Julia Plagentz

Illustration: Katja Elena Karras

Foto: Arno Grabolle

Hallischer Zufall created by Anne Walther

Redaktion von Heft 1 (Mai 2005)



Warum schreiben wir für die *hastuzeit*?

Unsere Redaktionsmitglieder antworten:

Johanna: »Es bereitet mir eine wahre Freude, Artikel zu schreiben, Menschen zu interviewen und Teil dieses großartigen Teams zu sein. Ich kann mich in allen Rubriken der *hastuzeit* austoben. Man lernt so viele neue Leute kennen, und jeder gibt sein Bestes, um ein tolles neues Heft zu kreieren.«

Christine: »Ich habe schon immer gerne geschrieben, ob journalistische oder freie Texte. An der *hastuzeit* gefällt mir nicht nur das Arbeitsklima, sondern auch die Abwechslung vom Studium und das facettenreiche Zusammentreffen der unterschiedlichsten Menschen, was einen kreativen Austausch und persönliche Weiterentwicklung ermöglicht.«

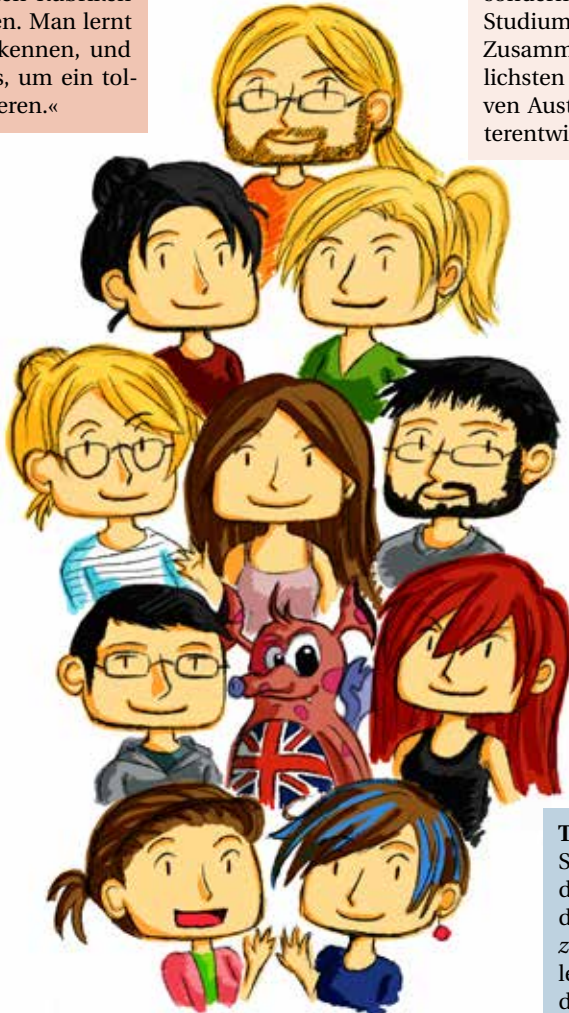
Konrad: »Hochschulpolitik geht uns alle an. Ich hoffe, dass die *hastuzeit* auch an vermeintlich trockeneren Themen Interesse wecken kann. In der Redaktion bringen Leute aus vielen Fachbereichen ihre Perspektive ein – das gefällt mir sehr.«

Julia: »Weil es mein Studentenleben echt bereichert, in ganz unterschiedlicher Weise. Natürlich mag ich Schreiben sehr und das Arbeiten im Redaktionsteam, vor allem ist aber die journalistische und künstlerische Freiheit der *hastuzeit* großartig. Ganz ohne Druck von außen kreativ sein zu können und dürfen macht einfach verdammt viel Spaß.«

Katja: »Um mich auszutoben, nicht nur in Form von Artikeln, sondern auch photographisch und illustratorisch.«

Paul: »Ich schreibe gern und finde es einfach spannend, mich im Uni-Umfeld journalistisch zu betätigen. Dadurch erhalte ich viele neue Einsichten und Eindrücke, die ich sonst wohl nicht bekommen hätte. Besonders die Arbeit mit dem Redaktionsteam ist für mich sehr bereichernd. Außerdem ist für mich die Tätigkeit für die *hastuzeit* ein Ausgleich zu meinem studentischen Alltag.«

Tobias: »Mir hat das Schreiben im NaWi-Studium irgendwie gefehlt, darum bin ich zur *hastuzeit* gekommen. Mittlerweile würde ich den direkten Kontakt zu interessanten Menschen und Projekten rund um die Uni nicht mehr missen wollen. Man bekommt einfach viel mit und kann sich dazu noch journalistisch ausprobieren!«



Dranbleiben lohnt sich

Seit fünf Jahren nahm die sächsische Band »Superheld« immer wieder am deutschlandweiten Schülerband-Kontest »SchoolJam« teil. Dieses Jahr hat es endlich geklappt, und sie gingen als Sieger hervor. Demnächst werden sie die Bühnen Chinas und Mailands rocken.

»Superheld«, das sind Johannes, Sänger und Gitarrist, Steven, Keyboarder und Backgroundsänger, Nick, Schlagzeuger sowie Oliver, Bassist. Seit anderthalb Jahren kennt man die junge Alternativ Rock-Band nun unter ihrem Namen. Doch die vier Jungs machen bereits seit fünf Jahren gemeinsam Musik. Sie zeichnen sich insbesondere durch ihre Liebe zu deutschen Texten und ihren einprägsamen Synthesizer-Einsatz aus. Die sächsischen Superhelden betreiben noch echte Handarbeit, sowohl Songtexte als auch die Musik schreiben sie selbst.

Der 19-jährige Schlagzeuger, Nick Dünnebie, ist Psychologie-Student der MLU. Er berichtete uns von dem jüngsten Erfolg der Band beim »SchoolJam«-Kontest.



Ihr habt dieses Jahr beim SchoolJam gewonnen. Was ist das für ein Gefühl?

Es ist schon ziemlich krass. Wir haben im Jahr 2011 zum 1. Mal mitgemacht. Seitdem haben wir uns jedes Jahr wieder beworben. 2011 sind wir schon einmal über das Online-Voting in das Finale gekommen. Doch da hat es noch nicht gereicht. Noch einmal die Chance zu bekommen, dort vor der Jury spielen zu dürfen, das war ein Riesending. Diese riesige Bühne, und dann spielt man seine zwei Lieder. Das ist einfach überwältigend, und dieser Moment, wo dir gesagt wird: »Ihr habt gewonnen«. Ich kann es immer noch nicht so richtig fassen.

Wie viele Bands haben teilgenommen, und welche Teilnehmerbeschränkungen gibt es bei diesem Schulband-Kontest?

In dem Finale waren es acht. Im kompletten SchoolJam waren es dieses Jahr circa 1350.

Die einzige Beschränkung ist tatsächlich nur, dass keiner älter als 21 Jahre sein darf und mindestens ein Bandmitglied noch auf eine Schule gehen muss. Es ist wirklich cool, das letzte Jahr, in dem wir mitmachen durften, und da hat es jetzt geklappt.

Wie setzte sich die Jury zusammen? Konnte das Publikum mitentscheiden?

Im Finale nicht. Das Publikum ist bei dem Online-Voting wichtig, denn da geht es um die meisten Stimmen. Da hat es leider nicht gereicht. Wir sind durch eine Jury weitergekommen. Im Finale entscheidet eine zwölköpfige Jury, zum Beispiel der Gitarrist der »Söhne Mannheims« und weitere hohe Tiere der deutschen Musiklandschaft. Es gab spezielle Kategorien, wie Gesang, Performance, Songstruktur und Gesamtbild. Darauf wurden Punkte vergeben. Diese wurden am Ende aufsummiert und ausdiskutiert.

Welche Preise gab es?

Wir spielen beim Hurricane- und beim Southside-Festival. Man sieht immer nur die Plakate, und dann darf man da jetzt selbst spielen. Dann spielen wir noch bei dem Sommerfest von einem Musikhaus, das europaweit sehr groß ist. Außerdem fliegen wir nach China zu einer Musikmesse. Kurzfristig hat sich an dem Tag noch ergeben, dass wir auf der Expo in Mailand in dem deutschen Pavillon spielen dürfen.

Habt ihr Pläne für die Zukunft?

Ja, auf jeden Fall. Wir waren lange Zeit im Studio. Das hat sich ein bisschen dahingeleckert, aber jetzt sind so langsam



die Aufnahmen fertig. Wir planen in den nächsten Monaten unsere erste EP, ein kleines Mini-Album, rauszubringen. Dann sollen in nächster Zeit Live-Videos von einigen unserer Auftritte erscheinen. Außerdem ist ein Musikvideo geplant. Das ist schon gedreht, da fehlt quasi nur noch die Musik, und dann wird es bald veröffentlicht.

Vermarktet ihr euch selbst?

Im Moment ist alles noch Marke »Selbstgemacht«. Aber man merkt, durch diesen Sieg und den Titel »Beste Nachwuchsband/Schülerband«, dass die Resonanz schon recht groß ist. Man lernt viele neue Leute kennen, hat viele Auftritte und ... ja, es wäre cool, wenn sich da irgendwas zukünftig ergeben würde. Jetzt wollen natürlich viele Leute wissen: »Wer ist das überhaupt?« Deswegen hat es höchste Priorität, Material zu haben und zu zeigen, was Sache ist. Das Beste überhaupt ist es, live spielen zu können, was hier im Raum Leipzig/Halle ziemlich schwierig ist, da es nicht so viele Möglichkeiten gibt. Daher wäre es schön, wenn man sich ein bisschen überregionaler vernetzen kann. Es ist sehr spannend, weil sich überall neue Türen öffnen. Das ist auch der Hintergrund, warum sie beim »SchoolJam« solche Preise vergeben. Sie sagen sich, mit Geld kann die Band zwar was anfangen, aber sie will vor allem live spielen. Es bringt nichts, das beste Equipment zu haben, wenn du am Ende nicht auch ausdrücken kannst, was du machst.

Ist das alles neben der Uni nicht sehr stressig?

Ja, ich hatte am Anfang vom Studium ein bisschen Angst davor, wie das so wird. Ich muss ehrlich sagen, im Moment geht's noch irgendwie. Ja klar, die Prüfungszeit ist immer noch mal was anderes, doch da kann man sich auch die Zeit nehmen. Aber ich finde, gerade im Laufe des Semesters hat man

noch Freizeit. Man kann sich ja auch alles immer gut schieben, was man so machen muss. Deswegen profitiert man davon, dass man studiert und so viel Zeit noch nebenbei hat. Ich finde es ganz angenehm.

Die Musik scheint eine besondere Rolle für dich zu spielen. Was hat sie für eine Bedeutung in deinem Leben?

Ich würde nicht mehr nur sagen, es ist ein Hobby, da es mir schon extrem wichtig ist. Es ist auch eine Ausdrucksform für mich geworden. Besonders das Live-Spielen, das ist noch einmal eine ganz andere Nummer, als wenn man im Proberaum für sich spielt. Es ist extrem cool, wenn der Funke auf die Leute überspringt. Das Gefühl motiviert zu üben, dran zu bleiben und besser zu werden.

Ich habe mir das Schlagzeugspielen selbst beigebracht. Vor einem Jahr habe ich mir gesagt, ich will Unterricht nehmen, damit ich für mich besser werde. Es ist tatsächlich für mich etwas sehr Bedeutsames. Natürlich fällt in einer Band auch extrem viel Organisatorisches an. Aber es macht Spaß, wenn man was plant und es dann auch funktioniert. Es gehört einfach dazu.

Ist es dein Traum, irgendwann beruflich in die Musikrichtung zu gehen?

Ja, das könnte ich mir tatsächlich vorstellen. Es ist natürlich immer die Frage, was so passiert in nächster Zeit. Das kann man schlecht planen.

Ich mache erst mal meinen Bachelor, und dann wird man sehen, wie es weitergeht. Natürlich ist das immer ein großer Traum. Es ist cool, wenn man das machen kann, was einem Spaß macht.

Interview: Doreen Blume
Fotos: Doreen Blume, highlevelpic

• www.facebook.com/superheldband

Schon gehört?

Um Musik, Sprache und Geräusche wahrnehmen zu können, brauchen wir selbstverständlich das Ohr. Aber wie funktioniert dieses hochentwickelte Sinnesorgan eigentlich?

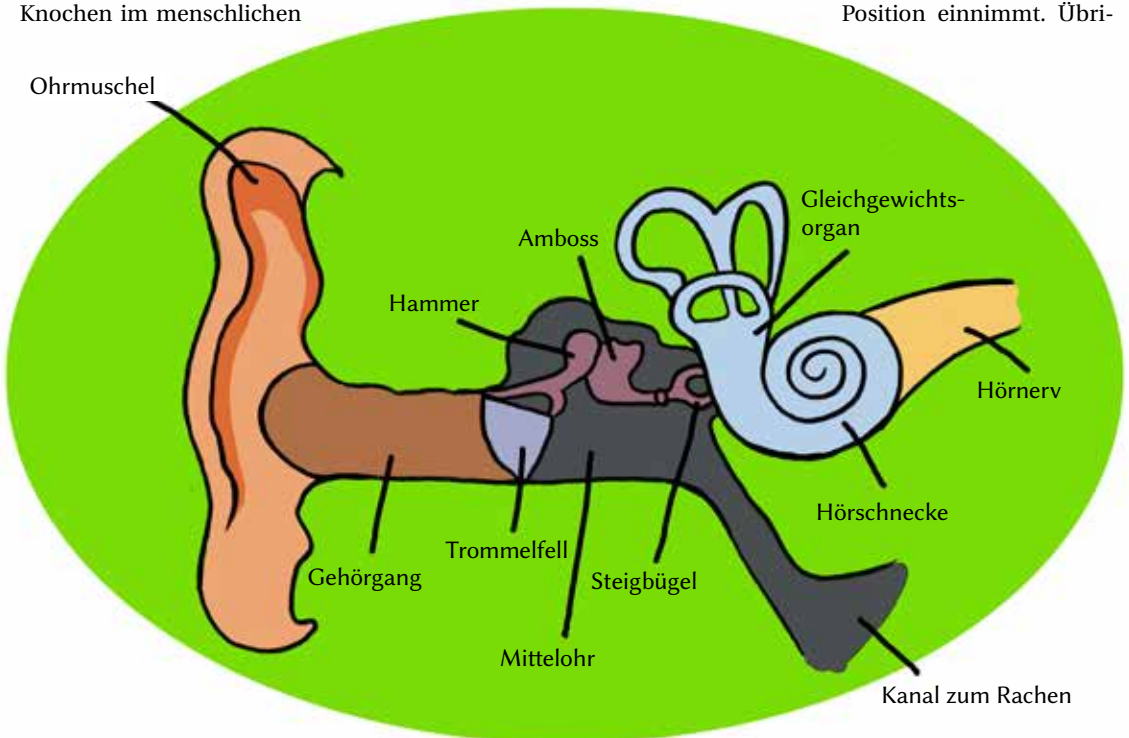
Die Meisten reduzieren das Ohr nur auf den außen am Kopf sichtbaren Bereich der Ohrmuschel, der sich auch praktisch als Schmuckhalter nutzen lässt. Jedoch ist dies nur der unkomplizierte Teil, den wir zum Hören brauchen. Zum Ohr gehören nämlich auch noch Mittel- und Innenohr, die schon deutlich komplexer und wichtiger zum Hören sind und tief in den Kopf hineinragen. Am besten schaust Du Dir die Abbildung an, bevor Du weiterliest.

Die Reise nach Mittelohr

Die Ohrmuschel mit dem Gehörgang dient als Trichter, um Schallwellen in das Innere des Ohres zu leiten. Dort treffen die Wellen zunächst auf das Trommelfell, eine dünne Membran, die den Gehörgang vom Mittelohr trennt und zwei Aufgaben übernimmt: Zum einem dient es als Schutz, da durch die Membran kein Schmutz und keine Krankheitserreger in das Innere gelangen können, zum anderen nimmt es den Schall eins zu eins auf und gibt ihn durch Schwingungen an die Gehörknöchelchen weiter.

Die Gehörknöchelchen bestehen aus Hammer, Amboss und Steigbügel, die drei kleinsten Knochen im menschlichen

Körper, welche durch Gelenke miteinander verbunden sind. Sie bilden mit der Paukenhöhle das Mittelohr. Die Höhle steht in Verbindung mit dem Nasen-Rachen-Raum, was mehreren Zwecken dient: Zum einem kann Flüssigkeit, die sich ständig im Mittelohr bildet, abfließen, zum anderen ist diese Verbindung notwendig, da die Paukenhöhle mit Luft gefüllt ist und so für einen Druckausgleich gesorgt wird. Jeder kennt das Gefühl, wenn man durch einen Tunnel fährt: Der veränderte Umgebungsdruck beeinflusst das Trommelfell, das sich nun wölbt, wodurch wir Geräusche nur noch dumpf wahrnehmen können. Damit in Verbindung steht nicht selten ein hörbares Knacksen – aber keine Sorge, dieses Geräusch entsteht, wenn sich das Trommelfell wölbt oder wieder seine gewohnte Position einnimmt. Übrigens...



gens haben sich die Gehörknöchelchen evolutionär aus den Kiefergelenken der Knochenfische gebildet.

Die drei Musketiere

Hammer, Amboss und Steigbügel

Aber wozu dienen denn nun eigentlich diese Gehörknöchelchen? Um das zu verstehen, müssen wir ein Stück weitergehen. Die kleinen Knochen stehen in Verbindung mit der erbsengroßen Hörschnecke, die das Herzstück des Sinnesorgans Ohr bildet. Hier werden die aufgenommenen Schallwellen in elektrische Signale umgewandelt, die das Gehirn zu brauchbaren Informationen verarbeiten kann. Die Hörschnecke ist mit einer Flüssigkeit gefüllt und die Innenseite mit Tausenden kleinen Härchen übersät.

Wenn nun die Vibration durch die Schallwellen vom Trommelfell direkt in die Hörschnecke geleitet werden würde, dann würden wir nichts hören (außer vielleicht, es handelt sich um einen extrem lauten Ton, den wir dann aber nur ganz leise hören würden). Das liegt daran, dass Flüssigkeiten einen höheren Schallwiderstand als Gase haben und somit kleine Schallwellen beim Übergang vom Mittelohr in das Innenohr einfach verpuffen würden. Um eine volle Wahrnehmung der Schallwellen zu garantieren, muss also eine Anpassung des Schalls stattfinden, und hier kommen die Gehörknöchelchen Hammer, Amboss und Steigbügel ins Spiel. Durch die Hebelwirkung an ihren Gelenken verstärken sie die Schallwellen, die sie durch das Trommelfell aufnehmen, und leiten sie in das Innere der Hörschnecke weiter.

Klein aber o-ho!

Nun widmen wir uns den mikroskopisch kleinen Härchen in der Hörschnecke – sie mögen unscheinbar wirken, sind jedoch für das Hören unerlässlich: Die ankommenden Schallwellen bringen die Flüssigkeit um die Härchen in Bewegung, wodurch diese sich biegen. Durch die Biegung der Haare werden mehrere chemische Vorgänge in Gang gesetzt (mit der genauen Erläuterung

verschone ich Dich an dieser Stelle lieber), die die Bewegung in ein elektrisches Signal umwandeln. Dieses Signal wird über den Hörnerv (der sich später mit dem Gleichgewichtsnerv verbindet) in den Hirnstamm weiter geleitet, von dort geht es dann weiter in den auditiven Cortex. Dies ist ein Bereich in der Großhirnrinde, der für die finale Verarbeitung von akustischen Reizen zuständig ist, der unter anderem auch das Richtungshören verarbeitet: Durch die Seitenlage wird der Schall unterschiedlich stark von den einzelnen Ohren aufgenommen, wenn er zum Beispiel von rechts kommt, dann ist das Signal vom rechten Ohr stärker als vom linken. Diese Werte fasst das Gehirn zusammen und erkennt, aus welcher Richtung der Ton kommt.

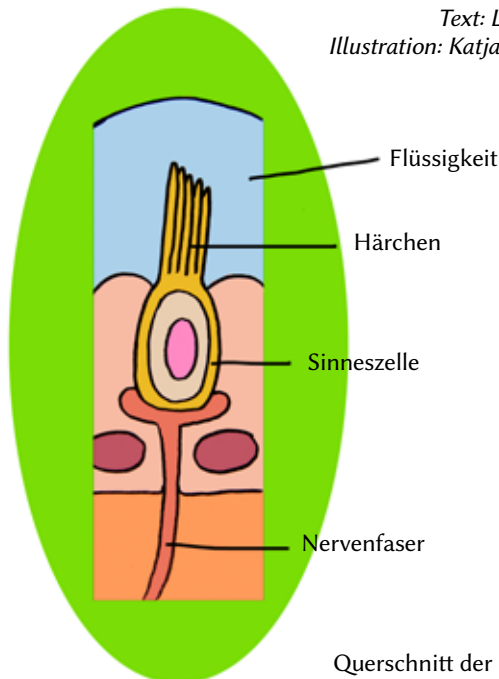
Höhen und Tiefen

Die Wellen in der Flüssigkeit der Hörschnecke haben aber noch eine bisher nicht erwähnte wichtige Besonderheit: Die Amplitude der Wellen wird plötzlich extrem verstärkt und fällt kurz darauf wieder stark ab, diese Verstärkung hat für jede Tonhöhe beziehungsweise -frequenz eine spezifische Stelle in der Hörschnecke. Hohe Töne werden ganz nahe beim Steigbügel verstärkt, tiefe Töne weiter im Innern der Schnecken. Die Haare biegen sich somit an bestimmten Stellen stärker, was als unterschiedliches elektrisches Signal an das Gehirn weitergeleitet wird. Somit kann man verschiedene Höhen und Tiefen wahrnehmen, zum Beispiel wenn man ein Lied hört.

Das Ohr ist jedoch nicht nur für das Hören zuständig, sondern auch für den Gleichgewichtssinn. Aber das ist eine andere Geschichte.

Text: Lucie M. Baltz

Illustration: Katja Elena Karras



Querschnitt der Hörschnecke

Was tun, wenn's piept?

Es piept im Ohr. Tag und Nacht. Woche um Woche. Jahr für Jahr.
24 Stunden lang, ohne Unterbrechung: »Piiiiieeeeeep«.

So oder so ähnlich fühlt es sich an, wenn man an akutem Tinnitus leidet. Einem andauernden Geräusch, welches im Ohr zu hören ist, ohne dass von außen Schallwellen erzeugt werden, die einen solchen Hörreiz verursachen würden. Mit anderen Worten handelt es sich um eine auditive Störfunktion, die dem »Hörenden« den Eindruck vermittelt, ein konstantes Geräusch wahrzunehmen, das es eigentlich nicht gibt. Ein Geräusch, welches oftmals als unangenehm empfunden wird. Vor allem nachts, wenn man nicht schlafen kann, weil es ständig piept, oder während der Prüfung, bei der man krampfhaft versucht, sich über den störenden Ton hinweg zu konzentrieren.

Dabei kann das Störgeräusch vielfältige Formen annehmen und reicht von einem eklatanten Piepen bis hin zu einem permanenten Pfeifen, beharrlichen Rauschen oder Knacken.

Was es bedeutet, ständig von einem solchen Geräusch umgeben zu sein, das weiß auch Matthias. Matthias ist 28 Jahre alt und ehemaliger Elektro- und Informationstechnikstudent der Universität Leipzig – und leidet an Tinnitus.

An einem zunächst unscheinbaren Tag zog sich Matthias während einer Schießübung mit dem befreundeten Schützenverein das leidvolle Quälgeräusch zu. Unglücklicherweise hatte man es versäumt, ihn darüber aufzuklären, dass während der Schießübungen ein Gehörschutz zu tragen sei beziehungsweise ihm einen solchen gar nicht erst zur Verfügung gestellt. Seitdem piept es ständig. Mal mehr, mal weniger wahrnehmbar.

»Man muss sich das Geräusch wie ein hochfrequentes, sehr helles Pfeifen vorstellen – wie diese Apps, mit denen man Mücken vertreiben kann«, beschreibt Matthias den durch den Tinnitus verursachten Ton. Dabei hatte

er ursprünglich noch nicht einmal Ambitionen gehabt, beim Tontaubenschießen mitzumachen, sondern eher aus Gruppengeist an der Freizeitübung teilgenommen. Das ist jetzt zwölf Jahre her. Damals war Matthias 16 Jahre alt.

Wie ein Ohrgeräusch entsteht, wurde bereits in dieser Ausgabe im Artikel »Schon gehört?« beschrieben. Im Regelfall ist das Gehirn in der Lage, aufgenommene akustische Störreize auszusondern. Wie kommt es aber zu solchen Anomalien im Bereich des menschlichen Hörvermögens?

Die Ursachen für die Entstehung des Tinnitusgeräusches sind vielfältiger Natur. So kann ein Knalltrauma, ein immenser Schalldruck wie der einer Schusswaffe, Explosion oder eines Knall- beziehungsweise Sprengkörpers zur Schädigung des Hörorgans führen. Dabei muss der Auslöser jedoch nicht in jedem Fall zwangsläufig ein lautes, plötzliches Geräusch sein. Auch ernsthafte Erkrankungen wie Mittelohrentzündungen oder Autoimmunerkrankungen, aber auch psychische Störungen können dahinter stecken. Intensivieren kann sich das Geräusch vor allem unter Stress, Alkoholeinfluss oder erheblichen Anstrengungen.

In Matthias' Fall war es jedoch ein lauter Knall, der ihm den Tinnitus bescherte, verursacht durch eine zweilöchrige Schrotflinte, die er mit etwa 140 Dezibel in 15 cm Entfernung vom Ohr abfeuerte.

»Beim Abfeuern der Waffe hörte es sich so an, als wenn ein Böller explodiert. Du hörst den Knall, und dann ist es wie eine Überreaktion des Ohrs«, so Matthias' Schilderungen. »Nach dem Schießen lag ich einfach nur sinnesberaubt auf der Wiese«, fügte er hinzu. »Selbst eine halbe Stunde später ging es nicht weg. Auch nicht, als ich zu Hause war. Da war es dann sogar beidseitig. Ich hatte Probleme, meine Mitmenschen zu verstehen, und habe den restlichen Tag einfach nur geschlafen.«

Eine Woche später hat Matthias dann einen Ohrenarzt aufgesucht, der ein Knalltrauma diagnostizierte. Sein Hörspektrum kann nicht wieder im gleichen Maße hergestellt werden. Aber das hat ihm der Arzt zu diesem Zeitpunkt noch nicht gesagt.

Wie fühlt es sich eigentlich an, wenn es die ganze Zeit im Ohr piept? »Es nervt natürlich und ist in dieser Hinsicht irgendwie auch eine psychische Belastung. Es ist so, dass man nie Ruhe hat, also es ist immer etwas da«, meint Matthias. »Ansonsten hat man keine Empfindung, also keinen Schmerz, den man verspürt.« Vor allem am Anfang musste sich Matthias erheblich anstrengen, um seine Hörumgebung wahrzunehmen. Mittlerweile hat die Lautstärke des Tinnitus-Geräusches bei ihm ein wenig nachgelassen. Besonders wahrnehmbar ist das beharrliche Piepen jedoch, wenn es leise ist. Daher vermeidet

Matthias Ruhe und Stille. Beim Einschlafen muss er sich immer die Kopfhörer seines MP3-Players in die Ohren stöpseln und ruhige Songs anhören, ein Versuch, die Stille und somit das Fiepen zu bekämpfen oder wenigstens auf ein ertragbares Minimum zu reduzieren. Im Alltag selbst nimmt Matthias das ständige Geräusch jedoch weniger bewusst wahr, da er durch andere Sachen abgelenkt wird, welche ihn vermutlich davor bewahren, verrückt zu werden.

Aber nicht alle Betroffenen sind in der Lage, auf diese Weise mit dem Tinnitus umzugehen.

Im Extremfall kann Tinnitus zu psychischen Folgeerscheinungen wie Schlafstörungen, Angst- und Depressionen führen. Was logisch ist, wenn man sich die ganze Zeit einer Reizübersteuerung durch einen permanenten Piepton ausgesetzt sieht, ohne das Geringste dagegen ausrichten zu können, um dieses Geräusch zu unterbinden. Matthias hat also noch Glück, dass er ein starkes Nervenkostüm hat. Er hat sich mit seinem ständig fiependen Begleiter im Ohr abgefunden.

Doch nicht nur für die Betroffenen selbst, sondern auch für die Umwelt und Mitmenschen ist es eine Belastung. Viele fühlen sich oft ratlos und wissen nicht, wie sie mit den Betroffenen umgehen sollen. »Den meisten tut es sicherlich leid, wie es mit jeder Krankheit der Fall ist. Aber Mitleid hilft da letztendlich nicht viel«, schildert Matthias seine Erfahrung mit den Menschen, denen er von seinem Problem berichtet hat. Wichtiger als Mitleidsbekundungen ist ihm daher Toleranz und dass seine Situation in den entsprechenden Kontexten berücksichtigt wird. Gerade bei extrem starken Lärmbelastungen, wie man ihnen bei Partys, Konzerten oder Clubbesuchen ausgesetzt ist, schwillt das Geräusch

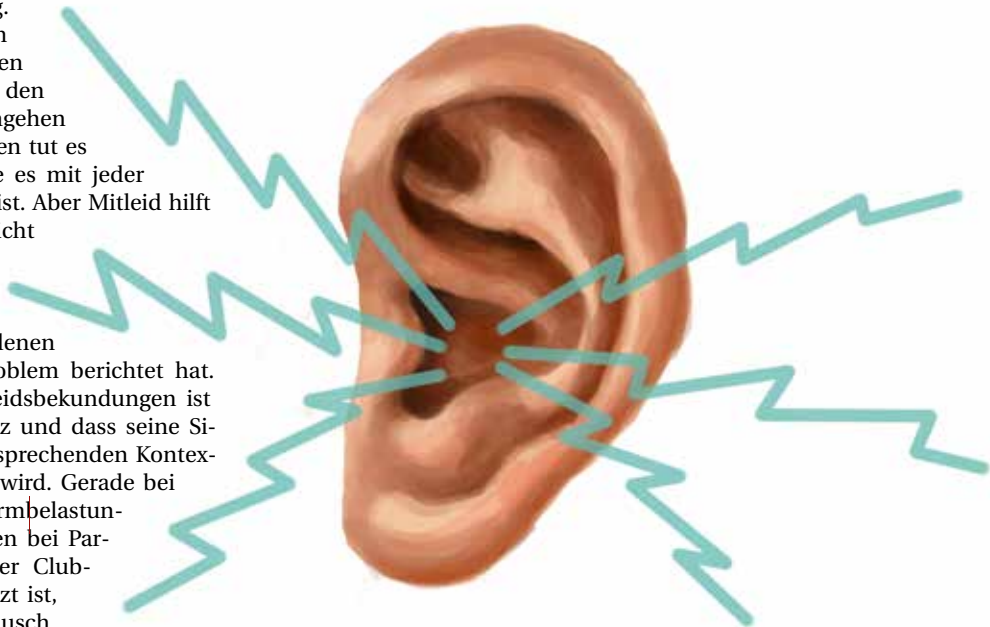
sofort wieder erheblich an. »Von einem Diskobesuch habe ich länger was«, witzelt Matthias nur. Zu seinem Schutz ist Matthias daher immer mit einer Packung Ohropax ausgerüstet anzutreffen.

Auf die Frage, inwiefern der Tinnitus sein Studium beeinflusst hat, kann Matthias jedoch keine eindeutige Antwort geben. Sowohl sein Abitur als auch sein Studium hat er mit dem Ohrgeräusch durchlebt. An eine geräuschfreie Lernzeit kann er sich demnach gar nicht mehr bewusst erinnern. Von daher ist es aus seiner Sicht schwierig zu beurteilen, wie es ist, »hörfrei« zu sein. In Prüfungen selber aber habe ihn das Geräusch weniger beeinflusst, da er in Prüfungssituationen zu sehr auf die Prüfungsaufgaben fokussiert war, als dass er sich auf andere Einflüsse hätte konzentrieren können.

Im Verlauf der letzten Jahre hat Matthias schon viel versucht, um das Geräusch zu unterbinden. Da war die Ozontherapie, bei der Blut entnommen und mit Ozon beziehungsweise höherwertigem Sauerstoff angereichert wird, aber auch die Ginkgo-Tabletten, die Matthias zu Beginn seines »Hörproblems« verschrieben bekommen hat. Nicht zuletzt hat er auch einfach versucht, nicht daran zu denken. Jedoch alles mit eher bescheidenem Erfolg, denn leider sind die Aussichten auf eine vollständige Heilung nicht sehr vielversprechend.

Dennoch hofft Matthias auf eine aussichtsreiche Therapieform, die ihn eines Tages wie ein Wunder vom Tinnitus befreien könnte. Vorerst hat er sich jedoch damit abgefunden, dass er sich bis dahin mit dem Geräusch dauerhaft arrangieren muss.

*Text: Anja Meironke
Illustration: Anne Walther*





Selbstständig in der Musikszene

Als Student geht man gerne in Clubs oder auf Festivals und lässt sich vom Unialltag ablenken, aber in der Regel macht man sich wenig Gedanken darüber, wie diese Partys zustande kommen und wie viel Arbeit dahinter steckt.

Benjamin studiert an der MLU Mathematik und Informatik auf Lehramt. Dazu macht er gleichzeitig seinen Informatikbachelor. Er ist nicht nur Student, sondern auch Festivalfotograf und Eventveranstalter. Von sich selbst sagt Benjamin, dass er affin für neue Musikrichtungen ist und alles von Rockmusik über Elektronisches bis hin zu Schlager hört. Sowohl das »Splash!« als auch »Rock am Ring« wären für ihn einen Besuch wert.

Der Auslöser für ihn, auf Festivals zu fotografieren, ist für jeden, der vom Dorf kommt, schnell nachvollziehbar. Da Benjamin schon früh auf Partys gehen wollte und aus einer kleinen Stadt in der Nähe von Dessau stammt, in welcher nach 17.00 Uhr keine Anbindung in größere Städte mehr möglich war,

wand er sich früh an eine Community von Fotografen, welche sich *erwischt.org* nennt. »Man kam in Kontakt mit verschiedenen Leuten, lernte viele wichtige Personen kennen und vor allem die DJs. So bin ich da reingerutscht. Habe eine Kamera in die Hand bekommen und eine super Einweisung dazu, was mir auf Anhieb gut gefallen hat. Ich habe mir dann schnell die erste eigene Kamera zugelegt. Gerade nach dem Abi hatte ich viel Zeit für Festivals, und irgendwann kennt man die meisten Leute, Veranstalter und einige DJs der Region.«

Benjamin erzählte, dass er nur ein bis zwei Mal privat auf Festivals gewesen sei und danach nur noch als Fotograf, um dort zum Beispiel für *erwischt.org* Fotos zu machen. Zusätzlich war er oftmals mit in die Organisation involviert. »Wenn man privat dort ist, ist es auch gut, aber mich reizt es auch, wenn ich andere Leute sehe, die eine Kamera dabei haben und ich dieses Mal keine dabei habe.«

So ging es dann für ihn weiter in der Musikszene. Nach dem Sputnik Springbreak 2009 machte er bei »Dusted Decks«, einem Label und einer Event- und Bookingagentur aus Leipzig, ein Praktikum. »Ich habe ganz förmlich dorthin geschrieben

mit allem, was man so kennt, Lebenslauf und Anschreiben, und dann haben die geantwortet: »Jo, Benjamin, coole Sache, lass das machen.« Im Praktikum begann er beim Stereo City Festival mit dem Social Media Management und der Werbung. Danach habe sich das meiste von allein weiterentwickelt.

Mittlerweile fotografiert er zum Beispiel für »Ostblock-schlampen«, welche er ebenfalls während seines Praktikums kennengelernt hat, bei großen Events und macht viele Pressefotos für das DJ-Duo. Demnächst wird es sogar ein paar größere Projekte für Benjamin mit dem Duo geben. »Ostblock-schlampen« haben die Hymne für das Sputnik Springbreak gemacht, wofür er mit seinen Partnern das Musikvideo gedreht hat.

Aber nicht nur durch das Fotografieren ist Benjamin auf die Idee gekommen, sich in der Musikbranche selbstständig zu machen. Durch die organisatorischen Aufgaben in seinem Praktikum bei »Dusted Decks« hat er schnell seine Talente in der Eventplanung entdeckt. Zuerst hat er sich mit kleineren Projekten versucht und schnell festgestellt, dass sich die Partys lohnen und gut vom Publikum angenommen werden. Eines seiner ersten Projekte waren die »Konfetti My Ass«-Reihe in Dessau.

Nachdem in Dessau die Partys gut angekommen waren, überlegte er sich, weitere Projekte auch in Halle zu planen, und setzte diese auch schnell um. »Ich habe mir überlegt, dass es schon eine breite Veranstaltungsszene gibt, vor allem in Halle ist insbesondere der Techno-/Elektro-Bereich ausgeprägt. Aber es sind immer so ein paar Sachen, bei denen man sich denkt, die würde ich doch ein bisschen anders machen.« Er berichtet, dass er gerne eine neue Musikrichtung namens Trap in Halle etablieren würde. So veranstaltete er eine Partyreihe »Trapküche«, bei welcher DJs auflegen, die ausschließlich Trap, eine Mischung aus Hip-Hop und Dubstep, spielen.

Benjamin findet Halles Musikszene zwar ganz gut, aber einiges fehlt ihm. »Na ja, Halle ist schon ziemlich breit aufgestellt. Es gibt schon coole Clubs, also gerade das Charles Bronson, welches schon sehr bekannt ist. Dort gibt es viele verschiedene Veranstaltungen. Ich würde mir aber schon wünschen, gerade weil ich Trap sehr mag, dass es da mehr geben würde. Aber das war ja die Marktlücke für mich.« Bis jetzt gab es die »Trapküche« erst zwei Mal, aber es sind weitere Partys geplant. Zu seiner Veranstaltungsreihe hat Benjamin mit Freunden ein neues Label in Halle gegründet. »Joyfriend« ist ein Label mit den DJs »PAFLO« und »Illy Noize«. Er selbst ist unter anderem für die Organisation, Werbung und die Planung von Veranstaltungen zuständig. Das neue Label ist aber, so wie er berichtet, eher für die klassisch etablierte Musikszene in Halle interessant. Trap sei dort bis jetzt noch nicht vertreten.

Weiterhin spricht Benjamin über weitere Projekte und seine Zukunft. »In nächster Zeit will ich mit meinen Partnern die Projekte weiter ausbauen. Auf dem Springbreak haben wir eine Stage geplant: »Freshbar« nennt sich das. Eine kleine Stage unter Sonnensegeln zwischen ein paar Bäumen. Ansonsten der nächste Schritt? Es entwickelt sich alles nach und

nach und wird weiter professionalisiert. Mittlerweile macht man sich mehr Gedanken zu einem Projekt als früher.« Er selbst erzählte noch, dass sich seine Projekte mit der Zeit immer lukrativer gestalten, da man durch die Zeit und Erfahrung schon vermehrt Aufträge bekommt. Dennoch ist es sein Ziel, das Studium zu beenden, um so alle Möglichkeiten für seine Zukunft zu haben. Er könnte sich vorstellen, noch seinen Master zu machen und sich ein Standbein in der Informatik aufzubauen. Vor allem, weil man nie wissen kann, ob man in 20 Jahren noch Spaß daran findet, jedes Wochenende Partys zu veranstalten.

Benjamin verrät noch einige Tipps für Studierende, die auch seinen Job machen wollen: »Man muss sehr viel Engagement mitbringen. Es hat als Hobby mit dem Fotografieren begonnen, und ich habe gar nicht dran gedacht, das alles zum (Neben-) Job zu machen. Es ist schon schwierig, da es tausende Fotografen gibt. Man muss die Veranstalter kennenlernen und die DJs, man muss sie von sich selbst überzeugen und zeigen, dass man der richtige Mann für den Job ist. Als Student ist man natürlich sehr flexibel in der Arbeitseinteilung, da es ja theoretisch keine festen Arbeitszeiten gibt, aber es hat auch Nachteile. Wenn es eine Deadline für eine Veranstaltung gibt, wird schon mal eine Nachtschicht eingelegt. Man setzt auch mal Prioritäten. Es ist nicht immer ganz einfach.«

Text: Julia Rott

Foto: Sascha Heenemann

- Mehr über Benjamin und seine Arbeiten: <http://benjamindiedering.de>
www.facebook.com/benjamin.diedering

Lebenselixier

Sie tun es überall. Ob in Kursen, im Verein oder in der Disco. Sie tanzen. Doch der Tanz ist nicht nur Zeitvertreib. Er ist der körperliche Ausdruck von purer Lebensfreude. Wer tanzt, befindet sich in seiner ganz eigenen Welt. Doch was genau passiert eigentlich mit uns, wenn wir tanzen?

Sieht man Britta Rossbach und Reinhold Stumpf, den deutschen Meistern in Tango Argentino 2014, beim Tanzen zu, scheinen sie über die Tanzfläche zu fliegen. Ihre Körper verschmelzen förmlich miteinander, und die Welt um sie herum scheint nicht mehr zu existieren.

Von Weitem sieht es so einfach aus, doch während sich die beiden bewegen, läuft ihr Gehirn auf Hochtouren. Es erkennt Rhythmen, vergleicht diese und setzt sie in gespeicherte Bewegungsabläufe um. All das passiert in Bruchteilen von Sekunden.

Doch nicht nur bei Profitänzern laufen diese Prozesse ab, denn jeder, der tanzt, fördert sein Gehirn.

Jogging für die grauen Zellen?

In einer Langzeitstudie mit Senioren am Albert Einstein College of Medicine in New York im Jahr 2003 wurde nachgewiesen, dass rhythmische Bewegungen dem Verlust von Synapsenverbindungen vorbeugen und damit das Demenzrisiko um ganze 76 Prozent reduzieren. Im Vergleich dazu senkt das Lösen von Kreuzworträtseln das Risiko um 47 Prozent und Lesen um 35 Prozent. Somit liegt das Tanzen weit vorne.

Wer nun denkt, Tanzen ist Sport, also müsste jede Sportart doch eine ähnliche Wirkung auf das Demenzrisiko haben, der irrt. Denn nachweislich gab es bei Sportarten, die nicht musikbasiert sind, keine Anzeichen einer Reduzierung.

Erklären lässt sich dies damit, dass Tanzen für unser Gehirn eine sehr komplexe Angelegenheit ist. Aufmerksamkeit und motorische Fähigkeiten wie beispielsweise Balance, Stand- und Gangsicherheit sind von großer Bedeutung. Aber auch das Lang- und Kurzzeitgedächtnis werden beansprucht.

Das Erlernen von Tänzen erfordert Nachdenken über die Schritte, Drehungen, die Körperhaltung und den Ausdruck. Innerhalb kürzester Zeit müssen viele Entscheidungen parallel getroffen werden, was im Gehirn zur Bildung neuer Synapsen beiträgt.

Was genau im Gehirn abläuft, fanden die Hirnforscher Steven Brown von der Simon Fraser University im kanadischen Burnaby und Michael Martinez von der University of Texas in San Antonio heraus. Vor allem motorische Gehirnregionen sind während des Tanzens aktiv.

Doch die Nervenzellen werden auch noch an einer anderen Stelle stark beansprucht: im Precuneus. Dies ist eine Hirnregion im Scheitellappen, die zur Orientierung und für den Raumsinn wichtig ist.

Gemäß Brown kann man sich diese Region als »eine Art kinästhetische Landkarte« vorstellen, »die es dem Menschen erlaubt, seinen Körper im Raum zu navigieren«. Kinästhetik ist die Lehre von der Bewegungsempfindung.

Demzufolge ist beim Tanzen die Raumwahrnehmung offenbar besonders ausgeprägt, wodurch das räumliche Denken gefördert wird.

Einer Studie zufolge haben auch Menschen, die tanzen, eine bessere räumliche Wahrnehmung als jene, die noch nie oder nur einmal getanzt haben.

Das kinästhetische Sinnessystem ist außerdem stark mit anderen Hirnfunktionen wie Gedächtnis, Sprache, Lernen und Emotionen verknüpft. Nicht umsonst sagte Mart Graham, eine US-amerikanische Tänzerin, Choreografin, Tanzpädagogin und Innovatorin des Modern Dances: »Tanzen ist die verborgene Sprache der Seele.«

Wenn die Hormone tanzen

Das Tanzen ist etwas Menschliches. Kein Tier verspürt den Drang, zu Musik zu tanzen.

Es begleitet uns schon einen Großteil unserer Evolution. Bereits zwischen 5000 und 2000 v. Chr. dokumentierten indische Höhlenmalereien erste Tanzformen. Höchstwahrscheinlich existierten diese auch schon früher, was aufgrund mangelnder Aufzeichnungen jedoch nicht nachweisbar ist.

Tanzen war zu dieser Zeit eine Möglichkeit der zwischenmenschlichen Kommunikation.

Auch heute noch senden wir vor allem beim Paartanz unbewusst Signale aus. Nicht nur unsere körperlichen Qualitäten wie Koordination, Rhythmusgefühl und Schnelligkeit offenbaren wir

unserem Tanzpartner, sondern auch wesentliche Aspekte der persönlichen, sozialen und sexuellen Identität. Beim Tanzen wird nachweislich verstärkt das Sexualhormon Testosteron ausgeschüttet.

Des Weiteren ergaben Studien zur Hormonspiegelmessung während des Tanzens, dass hierbei Glückshormone (Endorphine) ausgeschüttet werden und die Konzentration des Stresshormons Cortisol im Speichel sinkt. Bei sportlicher Betätigung ohne Musik wurden allerdings kaum Veränderungen festgestellt.

Ein paar gesunde Lebensjahre mehr

Allerdings ist das nicht die einzige Art und Weise, wie sich Tanzen auf unsere Lebensqualität auswirken kann. So wurde bereits in den 40er Jahren in den USA die Tanztherapie entwickelt, welche eine psychotherapeutische Behandlung mit Hilfe von Tanz und Bewegung zur Integration von körperlichen, emotionalen und kognitiven Prozessen des Menschen ist.

Hierbei sind von den Patienten bevorzugte Bewegungsmuster der Ausgangspunkt speziell choreografierter Tänze und Bewegungen. Leider entspricht diese Form von Therapie nicht den Psychotherapie-Richtlinien in Deutschland, weswegen sie von den gesetzlichen Krankenkassen nicht abgerechnet wird. Dass diese Therapieform jedoch nicht unbegründet entstanden ist, zeigen mehrere Beispiele aktueller Studien: Beispielsweise konnte eine Patientin mit Multipler Sklerose nach fünfmonatiger Tanztherapie tatsächlich auf eine von zwei Gehhilfen verzichten. Bei Parkinson-Patienten wurde nachgewiesen, dass angeleitetes Tanzen zu einer sehr starken Verbesserung ihrer Mobilität führte.

Andere Studien bestätigen die Hypothese, dass regelmäßige körperliche Aktivität statistisch etwa sieben zusätzliche und vor allem auch gesunde Lebensjahre beschert.

Auch Studien zum Thema »Tanzen im Alter« in mehreren Seniorenheimen, ebenfalls in Deutschland, zeigten eine positive Wirkung des Tanzens auf den gesundheitlichen Zustand der Probanden.

Denn Tanzen ist Bewegung, also körperliche Betätigung, kombiniert mit Musik.

Vor allem das Herz-Kreislauf-System wird gestärkt, aber auch Knochen, Gelenke, das Immunsystem, das Gehirn und Organe werden positiv beeinflusst. So wird unter anderem dem Zuwachsen der Arterien mit Ablagerungen und dadurch



einer schlechte Durchblutung von Herz und Hirn vorgebeugt.

Somit ist die »Dynamik des Tanzes« nicht nur eine »schöpferische und künstlerische Lebenssteigerung«, wie Nietzsche zu sagen pflegte, sondern auch eine gesundheitliche.

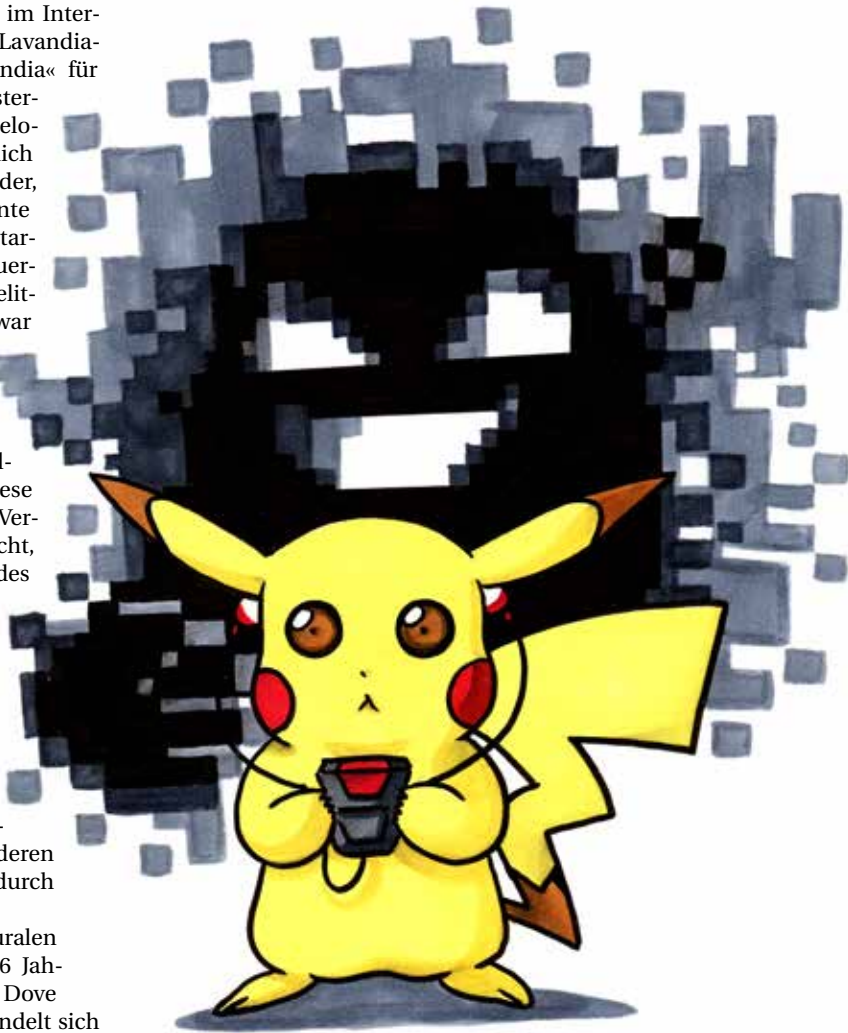
Text und Illustration: Sarah Kretzschmar

Binaurale Beats – Viel Lärm um nichts?

Was haben weinende Kinder, die es in der roten Edition von Pokémon bis in die Stadt Lavandia geschafft haben, und Jugendliche im I-Dosing-Zustand gemeinsam? Sie haben binauralen Beats gelauscht.

Ein heiß diskutiertes Thema im Internet ist das so genannte Lavandia-Syndrom. Dabei steht »Lavandia« für eine pokémonianische Geisterstadt und deren Themenmelodie. Nach Angaben von angeblich betroffenen Eltern sollen Kinder, die im Spiel bis in oben benannte Stadt vorgedrungen sind, an starken Depressionen und Trauer- sowie Angstzuständen gelitten haben. Schuld daran war anscheinend die Melodie, bestehend aus so genannten binauralen Tonfolgen. Diese führte Berichten zufolge sogar zu 200 Suizidfällen. Ans Tageslicht kamen diese Angaben nach Aussage von Verschwörungstheoretikern nicht, da Nintendo den Mantel des Schweigens um sich und die Familien der Opfer gelegt habe. Mythos, der in den Weiten des Internets herumspukt, oder Wahrheit? Fakt ist, dass die Melodie von den Programmierern still und heimlich geändert wurde und der Pokémontrainer seitdem zu einem anderen musikalischen Background durch die Geisterstadt pixelt.

Das Phänomen der binauralen Beats wurde erstmals vor 176 Jahren von dem Physiker H. W. Dove entdeckt und erforscht. Es handelt sich um eine akustische Irreführung, welche durch die simultane Zufuhr von Schall auf beide Ohren mit jeweils unterschiedlicher Frequenz wahrgenommen wird – kurz gesagt, wenn zwei verschiedene Töne gleichzeitig in das linke und rechte Ohr gelangen. Anders als andere akustische Signale entstehen binaurale Beats nicht im Ohr, sondern im



Gehirn. Das Spektakel im Stammhirn tritt aber ausschließlich ein, wenn die Unterschiede der Frequenzen für das linke und rechte Ohr nicht über 30 Hertz sind.

Zu Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie Ihren Arzt oder Pokémontrainer

Diese Klänge können aber noch mehr, als besorgte Eltern und Pokémonfans in Angst und Schrecken versetzen. Einerseits

sind sie eine wichtige Arbeitsgrundlage in der Neurophysiologie, beispielsweise zum Erkenntnisgewinn in der Hörsinnforschung, und andererseits werden sie in bestimmten Bereichen eingesetzt, um die Hirnwellen zu stimulieren. Dadurch werden im besten Fall Zustände wie Entspannung, Konzentration und Meditation gefördert. Klingt ja erst mal ganz nützlich. Trotzdem sollte man sich den »Beipackzettel« genau durchlesen. Es wird Menschen, die unter Herzinfarktrisiko, Epilepsie und Hirnerkrankungen leiden, dringend davon abgeraten, sich binauralen Klängen auszusetzen. Diese damit im Hirn erzeugten »Schläge« nehmen gezielt Einfluss auf Hirnströme und können so, im schlimmsten Fall, synthetische Schlaganfälle oder epileptische Anfälle hervorrufen – und high machen.

Binaurale Beats werden zurzeit als neue, günstige Droge genutzt. Diese Wundermittel kann man sich sogar ganz legal anschaffen – ein Klick genügt. Im Libanon will ein Wissenschaftler in diesem Zusammenhang binaurale Beats sogar verbieten, da sie den Geisteszustand verändern. Ganze MP3-Dosis-Pakete für mehrere Hundert Euro kann man sich beispielsweise auf der Internetseite I-Doser runterladen und entspannt in den eigenen zwei Earpads zu sich nehmen. Neben laienhaften Selbstversuchsvideos mit, im wahrsten Sinne des Wortes,

»berauschenden« Höhepunkten, kur­sieren auch Expertenmeinungen dazu. Die meisten Stimmen aus den Reihen der Musikwissenschaftler beschreiben die Wirkung des Cyberhypes als Placeboeffekt.

Unumstritten ist jedoch, dass die Tonspuren Aufmerksamkeits- und Konzentrationszustände fördern.

Viel Lärm um nichts? So ist es dann doch nicht, denn immerhin gibt es zu den vielen binauralen Rätseln einige Lösungen, die man als gegeben und erforscht annehmen kann. Dabei sei für Interessierte auf das Werk »Auditory beats in the brain« von Gerald Oster verwiesen. Aber wie langweilig wäre das Leben, wenn nicht ein wenig Magie und Ungewissheit hinter solch einer Erscheinung stecken würde.

Text: Charlotte Albrecht

Illustration: Katja Elena Karras

YYYIGLIMT oder: Ich vs. Ohrwurm

Wie ein Schokoladenriegel-Gentleman und eine weibliche Milch mit roten Lippen meinen Tag versauten.

Alles fing am Abend vor dem so genannten Yummy-Tag während meiner Arbeit im Sender an. Eine Kollegin sang aus heiterem Himmel enthusiastisch den Song aus der Kinderriegelwerbung: *Yummy, Yummy, Yummy*. Sofort sah ich vor meinem geistigen Auge die leidenschaftlich ineinander verschlungenen Komponenten des Riegels aus dem Spot. Ich lächelte beseelt, bekam ein kurzes Hungerchen und ging dann unbeirrt meiner Arbeit nach.

Am nächsten Morgen holten mich die verliebten Nahrungsmittel jedoch wieder ein. Oder besser gesagt der Song von Ohio Express, zu welchem sie turtelten. Es war Mittwoch. Ich putzte mir die Zähne und erkannte in dem vertraut-surrenden Geräusch meiner elektrischen Zahnbürste ein Riff und dazu gesellte sich plötzlich eine Hookline: *Yummy, yummy, yummy, I got love in my tummy*. Als in meiner inneren

Zahnputzsanduhr das letzte Korn fiel und Putzi mir stolz zunichte, beendete ich den Pflegeakt. Doch neben dem Geschmack der Zahn-pasta blieb da noch etwas. *Yummy, yummy, yummy, I got love in my tummy*. Ich schwang mich auf mein Fahrrad und versuchte den Ohrwurm durch mein rasantes Tempo abzuhängen. Plötzlich geriet eine beleibte Frau in mein Blickfeld, die leidenschaftslos etwas undefinierbares kaute. Die scheinbar einzige Assoziation, die mir, beziehungsweise meinem Unterbewusstsein, einfel, war: *Yummy, yummy, yummy, I got love in my tummy* (im Folgenden werde ich aus Platzgründen anstatt dieser Hook dafür das Kürzel YYYIGLIMT benutzen). Bis dato fand ich diese Erfahrung noch ganz





belustigend. In den folgenden zwei Vorlesungen lugten Worte wie »Sprechdenken«, »Geißner« und »Rhetorizität« nur sachte wie Sonnenstrahlen an einem bewölkten Tag zwischen der YYYIGLIMT- Wolke hervor. Die Geduld mit dem Würmlein in meinem Ohr wurde verschwindend gering, und ich fasste einen Entschluss: Ich muss mich entwurmen!

Doch wie ist das kleine musikalische Getier in meinen Kopf gekommen? Ich las nach und bekam kurz ein schlechtes Gewissen. Besonders anfällig ist man für dieses Phänomen, wenn Leerlauf im Kopf herrscht – in Momenten der Langeweile. Schwamm drüber, meine Strafe für die scheinbar kognitive Flaute während meiner Arbeitszeit finanziert von Beitragszahlern, erlitt ich seit nun sechs grausamen Stunden. Noch dazu konnte ich mich jedoch ein wenig geehrt fühlen. Nach Angaben von Wissenschaftlern haben nur sehr musikalische Menschen hartnäckige Ohrwürmer. YYYIGLIMT.

Ich musste etwas dagegen machen. Der erste Tipp, den ich fand, empfahl: Zimtschnecken oder Ähnliches essen. Das intensive Aroma vertreibt die Endlosschleife im entsprechenden Teil des Gehirns. Gesagt, getan. Erfolglos. 1,80 Euro für nichts außer einem dicken Minuspunkt auf der Traumkörperskala. YYYIGLIMT. Schon wieder.

Die nächste Empfehlung stimmte mich heiter. Den Ohrwurm einfach an eine verhasste Person abgeben. Ich rief meine Erzfeindin an und sang ihr kurzerhand vor. Das erste, was mich nach dem fragenden »Mh?!« des Mädchens und dem Hinlegen des Hörers erwartete, war: Dreimal dürft ihr raten! Richtig: YYYIGLIMT.

Noch ein Versuch. Zertrampeln! Man soll sich den Ohrwurm einfach als leibhaftiges Geschöpf vorstellen und ihn zertreten. Ich trampelte so lang, bis mein Untermieter es mir nachtat. Kurz dachte ich, ich hätte einen Leidensgefährten gefunden, der aus demselben Grund wild herumstampfte. Bald wurde mir jedoch klar, dass es sich eher um die Ankündi-

gung einer aggressiven Trampelansage gegen mich handelte, wenn ich nicht bald aufhören würde. YYYIGLIMT.

Ich dachte nach. Was würde mich als Ohrwurm in die Flucht schlagen? Countrymusik!

Ein Versuch war es wert. Cotton-Eyed Joe. Ich hörte den ganzen, furchtbaren Song. Das Ende vom Lied, im wahrsten Sinne des Wortes, war ernüchternd. Ich war verstört, und mein Ohrwurm schien fideler den je. Nicht, dass ich nun einen Ohrwurm beherbergte, er hatte auch noch einen grauenhaften Musikgeschmack! Ah, vielleicht hasste er ja dann Musik, die ich mochte.

Nächster Versuch. Hip Hop, damit bekomme ich das kleine Biest. »Go hard or go home« gegen YYYIGLIMT. Eine Kampfansage – Gong! Aber der Ohrwurm hatte scheinbar ordentlich Mut und Muckis auf seinen Reisen gesammelt. Er blieb und ließ sich vom aggressiven Wortgeschoss des Rappers Tyga nicht beirren.

Ratlosigkeit. Langsam wurde es dunkel. YYYIGLIMT. Elf Stunden mit diesem Ungetüm. Schlussendlich sollte ein Blogbeitrag meinen Tag retten. Dieser riet, man solle den Ohrwurmsong einfach in seiner Gänze anhören und im besten Falle mitsingen. Nur so käme man aus der schmerzlichen Umarmung der Endlosschleife. Und siehe da, aus YYYIGLIMT wurde:

([And I feel like a-lovin you, nananan...]) + [YYYIGLIMT]) = ([Charlotte] – [Ohrwurm])

(Übrigens : Knifflige Matheaufgaben sollen auch helfen.)

19 Uhr. Ich war befreit. Seitdem umgehe ich großräumig Kinderschokoriegel. Noch einmal möchte ich nicht willenlos von dieser Süßigkeit in den Ohio Express gesetzt werden.

Text: Charlotte Albrecht

Illustration 1: Katja Elena Karras

Illustration 2: Sarah Kretzschmar

Hilfe, Kulturschock!

Wie wir ausziehen, die Welt zu entdecken, und geschockt zurückkehren.

»Das hatte ich also!« sagt Laura, ohne zu wissen, dass sie es laut ausgesprochen hat. Jeder im Raum starrt sie erwartungsvoll an. Inmitten der Gruppe von Studenten im Seminar »Interkulturelle Kommunikation« spricht die gebürtige Ukrainerin über den Umzug nach Deutschland und seine Folgen. »Als ich nach Deutschland kam, da saß ich eine Zeit lang jeden Tag weinend auf gepackten Koffern und konnte mir nicht vorstellen, für immer hier zu leben oder überhaupt mein Studium zu beenden. Ich fühlte mich einfach fehl am Platz!«

So wie Laura ergoht es vielen, die ihr Heimatland verlassen und aufbrechen, um eine neue Kultur zu entdecken. Doch was ist das eigentlich, und wieso passiert es nahezu jedem?

Anthropologen, allen voran Karelvo Oberg, entdeckten, dass unser Auslandsaufenthalt an bestimmte Perioden gebunden ist. Deshalb führte Oberg eine auf vier Phasen basierende Theorie ein, welche später durch das U-Modell von Lysgaard beschrieben wurde. Zuerst durchlebt man die Honeymoon-Phase, in der man die rosarote Brille aufhat und alles wunderbar neu, aufregend und exotisch findet. Auch Laura freute sich über den Umzug nach Deutschland, sie war gespannt auf die Menschen, die Atmosphäre und auf ihr neues Leben.

An die erste Phase grenzt nahezu übergreifend die Krise, der Kulturschock, welcher nicht punktuell auftritt, sondern sich über einen gewissen Zeitabschnitt hinweg zieht. Ganz allgemein umfasst der Begriff Kulturschock die Reaktionen auf die ungewohnten Erfahrungen

in einer fremden Kultur. In dieser Situation werden die Unterschiede der aufeinanderprallenden Welten nicht mehr romantisiert, denn selbst ein einfacher Einkauf kann unter solchen Umständen

zu einer Tortur werden.

»Zu Hause wird das aber anders gemacht«, ist dabei oft ein Gedanke, und es treten sowohl sprachliche Barrieren als auch Hürden im sozialen Verhalten auf.

Laura waren vor allem

die Umgangsformen in den

Familien suspekt, denn in

der Ukraine ist es üblich, seine

Eltern als Form von Respekt zu

siezen. Die bekannten Verhaltensmuster

gelten gar nicht oder nur noch

teilweise, man fühlt sich verloren, einsam und

am falschen Platz. Als Auslöser

gelten dabei nicht einzelne schwierige

Erlebnisse, sondern die

Summe nicht verarbeiteter

Situationen.

An welchem Fun-

ken sich die Mischung

aus Frustration, Angst und Orientierungslosigkeit letztlich entzündet, ist eine persönliche Frage und im

Nachhinein nur schwer nachzuvollziehen. Dies kann übrigens auch bei der



Rückkehr in das eigene Land passieren und wird als Eigenkulturschock bezeichnet. Dennoch lebt man sich in diesem Fall schneller wieder ein, da die Kultur bereits bekannt ist.

Was kann ich dagegen machen?

Ingeheim sind sich natürlich alle Reisenden einig: Mir kann das nicht passieren, ich bin ja schließlich weltoffen und gelassen. Dabei sollte man vor allem auf seine Gedanken achten: »Das würde so viel besser gehen«, »Man müsste einfach ...«, »Bei uns läuft das alles besser!« Diese und ähnliche Gedanken sind erste Anzeichen eines Kulturschocks.

Für diejenigen, die sich gerade in einer solchen Phase befinden oder kurz vor einer Auslandsreise stehen, gibt es eine frohe Botschaft: Es geht vorbei! Denn mittlerweile fühlt sich Laura in Deutschland sehr wohl. Zwar besucht

an, dass zu Hause zwar alles anders geht, aber es im Hier und Jetzt nun mal nicht so ist, und man lernt damit zu leben.

Gehen alle Gepflogenheiten der fremden Kultur in die Handlungsweise über, so ist die letzte Phase der Anpassung erreicht. Man spricht hier von einer vollkommenen Integration, in der man die andere Kultur versteht und schätzt. Wichtig dabei ist es, sich nicht als Fremder zu sehen, sondern bewusst Kontakte zu suchen. Aber auch ein Rückzug für einige Stunden in die Wohnung, um durchzuatmen und alles Revue passieren zu lassen, sollte nicht vergessen werden.

Langfristig hat man nur eine Wahl – nämlich ankommen. Das heißt in diesem Moment: sowohl sprachlich als auch geistig. Wer täglich zu oft an zu Hause denkt, jeden Tag seine E-Mails auf Post aus der Heimat checkt oder täglich bei Mama anruft, der wird nie richtig ankommen. Heimweh ist völlig okay, aber auch nach draußen gehen und es bekämpfen, denn schließlich sind wir doch alle wirklich weltoffen, und am Ende eines jeden Tages wollen im Prinzip alle das Gleiche: sich zu Hause fühlen.

Text: Anna Teigky

Illustration: Katja Elena Karras



sie gerne ihr Heimatland, aber durch die Menschen, die neuen Erfahrungen und die Summe der positiven und negativen Erinnerungen ist die Fremde für sie ein Zuhause geworden. Sobald man lernt, sich in das Gemüt anderer zu versetzen, lernt man die andere Kultur zu verstehen und zu schätzen. Automatisch erreicht man Phase drei: die Erholung. Man freundet sich mit dem Gedanken

Wir suchen neue Mitfahrer



Bist Du Photograph, Layouter
oder Webdesigner?
Dann komm doch zu uns
in die Redaktionssitzung,
immer mittwochs 19.00 Uhr
im Stura-Gebäude.

redaktion@hastuzeit.de

facebook.com/hastuzeit
twitter.com/hastuzeit



Von der Bummel- zur Lumpenmeile

Während es in der Gegend rund ums Paulusviertel eine Vielfalt von Cafés und außergewöhnlichen kleinen Läden gibt, veröden die Haupteinkaufsstraßen, insbesondere die Große Ulrichstraße und die Leipziger Straße, zunehmend. *hastuzeit* hat dazu bei Geschäftsinhabern als auch bei Passanten nach möglichen Ursachen dieser Entwicklung gefragt.

Jedem, der durch die Fußgängerzone in der hallischen Innenstadt läuft, dürfte es, besonders in den letzten Monaten, vermehrt aufgefallen sein. Hauptakteure hier: Oft wechselnde Geschäfte, die sich kaum mehr als ein halbes Jahr halten, um schließlich traurig gescheitert dem Nachfolger den Stab zu übergeben oder leere, einsame Schaufenster zurücklassen. Mittlerweile dominieren in der Großen Ulrichstraße hauptsächlich Läden großer Ketten, die viel Ware extrem günstig anbieten, wie Woolworth und der kürzlich eröffnete Tedi. Geschäftsräume in zentraler Lage liegen hier oft Monate oder länger brach, wie zum Beispiel die Räumlichkeiten der vor nun mehr als einem Jahr geschlossenen McDonald's-Filiale.

Die Verödung der Städte ist ein nicht unbekanntes Problem, vor allem im Osten Deutschlands. Auch Städte wie Dessau oder Magdeburg besitzen eine schwache Infrastruktur in ihren zum Teil wenig existenten Einkaufsstraßen. Hier gibt es ebenfalls flächendeckend nur eine geringe Vielfalt an Geschäften, und es dominieren große Ketten.

Aber Halle ist, neben Jena, eine der größeren Städte im Osten, in der sich, auch durch die unmittelbare Nähe zu Leipzig, viel Potential verbirgt. Junge Menschen aus ganz Deutschland kommen zum Studieren – und gehen.

Doch obwohl die Universitätsstadt Halle mit einem Anteil von über 20 000 Studenten auf gut 230 000 Einwohner viel junges, innovatives Potential birgt und auf der städtischen Internetseite viele Kulturangebote beworben werden, möchte doch scheinbar niemand in Halle bleiben. Im Gegensatz zum nur halb so großen Jena sind die Bevölkerungsprognosen des Statistischen Landesamtes Sachsen-Anhalt der nächsten Jahre für Halle zuneh-

mend negativ. Warum boomt die eine Saalestadt, während die andere verödet, wo Halle so viele Möglichkeiten aufzeigt, wie es funktionieren kann (siehe die Gebiete Paulusviertel und Reileck, in denen es auch eine Vielzahl von kleinen Geschäften gibt)?

Doch besonders die innerstädtischen Boutiquen, die Kleidung in mittlerer Preisklasse anbieten, haben es schwer und schließen eine nach der anderen. Der Inhaber eines der Bekleidungsäden erklärt, was aus seiner Sicht dazu führt, dass sich die Läden hier nicht über längere Zeit halten können: »Der Wert von Kleidung an sich ist generell stark gesunken. Das heißt, die Menschen geben ihr Geld nicht mehr für hochwertigere Klamotten aus, weil sie so viele andere Prioritäten, wie teure Handys und Fernseher, setzen«. In Halle sei außerdem das Angebot an Billigläden so groß, dass vereinzelte Läden mit höheren Preisen den Eindruck erweckten, komplett überteuert zu sein. Dass in den meisten Fällen auch qualitativ hochwertigere Produkte angeboten würden, rücke so in den Hintergrund, meint der Ladeninhaber. Mittlerweile habe sich sogar unter den Händlern in Halle der Slogan »Von der Bummelmeile zur Lumpenmeile« als passende Bezeichnung insbesondere für die Große Ulrichstraße eingebürgert.

Vor einem Jahr hat er das Geschäft eröffnet, nun steht der Ladeninhaber schon vor dem Aus. Dass sich, seit er seine Schilder mit der Aufschrift »Räumungsverkauf« an die Fenster gehängt hat, der Umsatz verdreifacht hat, bestätigt nur das minderwertige Kaufverhalten, das er dem Großteil der Gesellschaft attestiert. »Menschen mit höherem Einkommen bietet Halle als Stadt einfach so wenig, dass sie entweder die Stadt verlassen oder aber in Leipzig oder umliegenden Einkaufszentren einkaufen.« Auch das Stadtbild mit unsanierten Häusern mitten in der Innenstadt und dem hohen Bettleraufkommen macht er für die Fluktuation verantwortlich.

Der Händler gibt, wie viele mit ihm, Halle als Geschäftsstandort auf. Na-

türlich hat kein Ladeninhaber Freude an dem permanenten Überlebenskampf.

Doch auch die Passanten finden es schade, dass die Vielfalt an Geschäften in Halle zunehmend schwindet. »Wir wohnen schon immer in Halle, es gab zwar noch nie viele Geschäfte. Aber es sind in letzter Zeit auf jeden Fall weniger geworden«, sind sich Sabrina (24) und Magda (31), die auf dem Weg zur Arbeit in der Fußgängerzone unterwegs sind, einig.

Thomas (26) studiert in Halle. Er meint: »Wenn ich mal Geschenke oder Kleidung kaufen muss, fahre ich eigentlich immer nach Leipzig. In Halle gibt es überhaupt keine Auswahl. Ich laufe eigentlich immer nur durch die Fußgängerzone, wenn ich zum Bahnhof muss, und nie um durch die Geschäfte zu gehen.«

Aber wenn sich doch alle einig sind, wieso wird dann der Verfall der Stadt nicht aufgehalten?

So steht auf jeden Fall fest: Wenn es mit Halle weiterhin bergab geht, dann hat die Stadt in zwanzig Jahren viel zu viel ihres eindeutig vorhandenen Potentials verschwendet. Und das wäre doch, für Einwohner, Ladeninhaber und Studenten, sehr schade.

Text: Franziska Lang
Fotos: Katja Elena Karras



Leben retten nach dem Tod

Traurige Wahrheit: Der Bedarf an Spenderorganen in Deutschland beträgt jährlich 7800, allerdings werden nur circa 3800 Transplantationen durchgeführt. Mit dem Ausfüllen eines Organspendeausweises kann man schon jetzt selbst entscheiden, ob man im Falle des Todes zu einer Spende bereit ist.

Eine Umfrage aus dem Jahr 2000 belegt, dass mehr als die Hälfte aller Deutschen der Organspende nach dem Tod positiv gegenüberstehen. Trotzdem halten leider nur sehr wenige ihre Zustimmung schriftlich fest. Im selben Jahr lag lediglich bei fünf Prozent der postmortalen Spender ein Organspendeausweis vor. Bei 28 Prozent wussten die Angehörigen über den Willen des Verstorbenen Bescheid. Um der Familie oder dem Partner im Ernstfall die Entscheidung abzunehmen, ist es deshalb wichtig, sich schon jetzt damit zu beschäftigen, was nach dem Tod mit dem eigenen Körper geschehen soll. Dies geht am besten, indem man einen Organspendeausweis ausfüllt. Erhältlich sind diese hauptsächlich in Apotheken, Arztpraxen oder in Einwohnermeldeämtern. Das Ausfüllen ist ein vollkommen unbürokratischer Akt, der kaum Aufwand und Zeit erfordert. Natürlich ist das auch keine Entscheidung für immer. Sollte man seine Meinung im Laufe des Lebens noch einmal ändern, genügt es, den alten Ausweis einfach zu vernichten und einen neuen auszufüllen. Man hat die Möglichkeit anzukreuzen, dass es erlaubt ist, alle verwendbaren Organe zu entnehmen. Es ist aber auch möglich, nur bestimmte Organe entnehmen zu lassen oder einige auszuschließen. Selbstverständlich kann man sich auch gegen eine Organentnahme aussprechen, oder man überträgt die Entscheidung auf einen nahen Verwandten. Dabei ist es hilfreich, wenn man innerhalb der Familie über das Thema spricht, damit die Angehörigen später möglicherweise nicht vor einer schweren Entscheidung stehen. Es ist ratsam, den Ausweis bei den Personaldokumenten stets mit sich zu tragen, denn im Falle eines Unfalls wird dort zuerst nachgesehen.

Nun kommt sicher die Frage auf: Wann ist man tot und somit geeignet für die Organspende?

Vor rund 50 Jahren entdeckte man, dass die Hirnfunktion des Menschen unwiederbringlich verloren ist, wenn das Gehirn nur ein paar Minuten ohne Blut- und Sauerstoffversorgung auskommen muss. Das kann zum Beispiel durch einen schweren Unfall oder einen Schlaganfall passieren. Auch wenn man die betreffende Person künstlich beatmet und die Herztätigkeit erhält, kann die Hirnfunktion für immer verloren sein. Die Person ist dann nicht mehr in der Lage, Schmerzen zu empfinden, zu denken und ihre Körperfunktionen selbstständig aufrechtzuerhalten. Dieser Verlust der Gesamtfunktion des Groß- und Kleinhirns wird, nach dem weltweit anerkannten Erkenntnisstand, als Hirntod bezeichnet, und ist somit ein sicheres Todeszeichen. Als Spender von durchbluteten Organen kommen also neben den Lebendspendern nur Hirntote infrage, deren Herzkreislauf-System künstlich aufrechterhalten wird. In den meisten Sterbefällen tritt allerdings zuerst der Herzstillstand ein, weswegen nur wenige Verstorbene als mögliche Spender infrage kommen. In den deutschen Krankenhäusern sterben jährlich 400 000 Menschen, bei denen circa ein Prozent als Organspender infrage kommt, weil bei ihnen zuerst der Hirntod eintritt. Sollte eine Zustimmung des Patienten zur Organspende vorliegen, werden Laboruntersuchungen veranlasst. Der verantwortliche Arzt setzt sich mit Eurotransplant, der Vermittlungsstelle für Organspenden, in Verbindung, und es wird über die Datenbank der optimale Organempfänger ermittelt. Ist die Entnahme der Organe geglückt, werden diese auf

Erklärung zur Organ- und Gewebespende

Für den Fall, dass nach meinem Tod eine Spende von Organen/Gewebe zur Transplantation in Frage kommt, erkläre ich:

JA, ich gestatte, dass nach der ärztlichen Feststellung meines Todes meinem Körper Organe und Gewebe entnommen werden.

oder JA, ich gestatte dies, mit Ausnahme folgender Organe/Gewebe:

.....

oder JA, ich gestatte dies, jedoch nur für folgende Organe/Gewebe:

.....

oder NEIN, ich widerspreche einer Entnahme von Organen oder Geweben.

oder Über JA oder NEIN soll dann folgende Person entscheiden:

.....

Name, Vorname Telefon

Straße PLZ, Wohnort

.....

Platz für Anmerkungen/Besondere Hinweise

.....

DATUM UNTERSCHRIFT

.....



schnellstmöglichen Wege zu den Transplantationszentren gebracht, wo der Eingriff unmittelbar nach Eintreffen des Organs durchgeführt wird. Der Name und andere persönliche Daten des Spenders werden dem Empfänger nicht mitgeteilt, das gilt auch andersherum, um mögliche Abhängigkeitsverhältnisse zu umgehen. Die Angehörigen dürfen allerdings erfahren, ob die Organe ihres Verwandten erfolgreich transplantiert werden konnten.

Organhandel: riskant für Spender und Empfänger

Leider gibt es beim Thema Organspende auch Schattenseiten. In der Presse ist oft von Organhandel zu lesen, der illegal ist, denn das Gesetz erlaubt Lebendspenden nur unter Verwandten ersten oder zweiten Grades. Organhandel bezeichnet das Lebendspenden von Organen gegen Entlohnung. Grund dafür ist der große Mangel an Spenderorganen, insbesondere Nieren. Um Geschäfte zu machen, werden hierbei kranke Menschen aus westlichen Ländern mit Spendern aus weniger hochentwickelten Ländern in Kontakt gebracht, die ihre Organe für Geld verkaufen wollen. Die Angst der Erkrankten vor dem Sterben ist zu groß, und die Panik, nicht rechtzeitig ein Spenderorgan zu bekommen, steigt ins Unermessliche. Wer sich jedoch im Ausland ein Spenderorgan einpflanzen lässt, geht große Risiken ein. Die Gefahren einer Abstoßung oder einer Infektion sind immens.

Jüngst wurde in den Medien von einem der größten Organspendeskandale in der deutschen Geschichte berichtet. Wie der SPIEGEL verlauten ließ, sollen am Uniklinikum Göttingen mindestens 25 Akten manipuliert worden sein, damit Patienten auf der Liste nach oben stiegen und somit schneller

operiert wurden. Entgegen aller Erwartungen wurde der Arzt jedoch freigesprochen. Es gibt erst seit 2013 ein Gesetz, welches sich ausdrücklich gegen Ärzte ausspricht, die medizinische Daten ändern, um ihren Patienten schneller zu einer Transplantation zu verhelfen. Die Manipulationen des Arztes aus Göttingen fanden vor diesem Zeitpunkt statt und sind deshalb nur als moralisch verwerflich zu bezeichnen.

Demzufolge ist es wichtig, dass so viele Menschen wie möglich begreifen, dass es entscheidend ist, sich zum Spenden nach dem Tod bereit zu erklären. Nur so kann man den illegalen Organhandel zumindest reduzieren und den kriminellen Machenschaften den Kampf ansagen. Den ersten Schritt macht man, indem man einen Organspendeausweis ausfüllt. Denn das Wichtigste ist und bleibt daran zu denken, dass man auch nach seinem Tod anderen Menschen das Leben retten kann.

*Text: Ramona Wendt
Organspendeausweis: Bundeszentrale für
gesundheitliche Aufklärung
Foto: Katja Elena Karras*

»Mit Sicherheit verliebt«

Wie ein schwedisches Modell in Deutschland Schule macht, und das im wahrsten Sinne des Wortes

Sex. AIDS. Pornografie. Auch in unserer heutigen Zeit noch immer ein eher an den Rand geschobenes Themenfeld. Jeder kennt diese Begriffe; ob sie jeder versteht, ist zu bezweifeln. Schnell wird klar, hier muss interveniert werden.

So startete bereits 2001 in Rostock, angeregt durch ein Treffen der IFMSA (International Federation of Medical Students' Associations), mit einem Workshop für Medizinstudenten, ein Projekt mit dem Namen »Mit Sicherheit verliebt«. Es widmet sich genau diesem auch heute noch in vielen Kreisen schlichtweg ignorierten Thema. Das in den Neunzigern in Schweden konzipierte und zunächst auf Mecklenburg-Vorpommern begrenzte Projekt weitete sich jedoch schnell auch auf andere Bundesländer aus.

Gegliedert ist die seitdem bundesweit agierende Arbeitsgruppe in kleinere Lokalgruppen, deren Anzahl sich inzwischen auf 35 beläuft. Um die Arbeit inhaltlich zu verbessern und neue Verfahrenswege zu finden, wird jährlich ein Treffen der Lokalgruppen veranstaltet, dieses Jahr war es in Essen. Dennoch geht jede Gruppe individuell vor, da man sich nur so auf unterschiedliche

Gegebenheiten passend einstellen kann. Weiterhin beugt dies dogmatischen Strukturen vor.

Auch Neuerungen gegenüber ist man aufgeschlossen, sofern sie der Verbesserung dienen. So sind es bei dem Lokalprojekt hier in Halle schon lange nicht mehr nur Medizinstudenten, die sich dieser wichtigen Arbeit annehmen. Seit einem Jahr rekrutiert man auch Studenten aus allen anderen Studiengängen der Universität. Inzwischen gibt es Mitwirkende aus den Bereichen Soziologie, Erziehungswissenschaften und sogar der Juristik. Auf diese Weise möchte man verhindern, dass in den Gesprächen unbeabsichtigt zu viel Fachsprache Anwendung findet. Außerdem hebt es die Angelegenheit auch auf eine allgemeingültige Ebene.

Dass es sich aber keineswegs um eine bloße Aufklärungskampagne handelt, wird schnell klar, wenn man sich mit den Zielen des Projektes beschäftigt. *Mit Sicherheit verliebt* ist nicht darauf aus, die sexuelle Aufklärung der Heranwachsenden zu übernehmen. Das liegt auch weiterhin in der Verantwortung der Lehrer und der Eltern. Vielmehr wird eine Ergänzung der bereits bestehenden Grundlagen angeboten.

Schon an der Themenwahl, derer man sich verschrieben hat, ist diese Tatsache deutlich zu erkennen. Es geht vor allem um Prävention hinsichtlich HIV und anderen sexuell übertragbaren Krankheiten, aber auch die damit verbundenen Vorurteile, denen schon früh der Boden entzogen werden sollte. Neben Toleranz wird auch auf Ängste und Unsicherheiten eingegangen, die im normalen Unterricht aus zeitlichen Gründen keinen Platz finden. Auch der Umgang mit Pornografie wird thematisiert, was in der heutigen Zeit leider allzu oft unter den Tisch fällt.

Die Vermittlung des Wissens erfolgt nach dem Peer-Education-Prinzip. Das bedeutet, dass man das Lehrer-Schüler-Verhältnis ein wenig auflockert, was durch den geringeren Altersunterschied der Lehrenden zu den Schülern bereits begünstigt wird. Neben Diskussionen werden aber auch Lehrspiele angeboten, die den Schülern den Zugang zum Thema erleichtern sollen. Dabei gibt es Spaßiges, wie die Lösung der Frage, wie viele Kastanien in ein Kondom passen, und Ernsthafteres, wie das sogenannte Sex-Alphabet. Hier ist es an den Schülern, zu jedem Buchstaben im Alphabet ein Wort zu finden, welches in einem sexuellen Kontext verwendet werden kann, um die gesammelten Begriffe im Anschluss einzeln durchzugehen und, falls es nötig ist, genauer zu erläutern. So sollten am Ende die wichtigsten Fragen aufgearbeitet sein und möglichst wenige Unklarheiten bestehen, wie zum Beispiel die Größe des für die Kastanien verwendeten Kondoms.



Der thematische Inhalt des Projektes variiert auch innerhalb der Lokalgruppen in Bezug auf das Alter der Schüler, die erreicht werden wollen. Momentan befindet sich die Zielgruppe des Projektes in Halle in den 7. bis 9. Klassen der umliegenden Schulen. Doch inzwischen gibt es Pläne, auch in den 10. bis 12. Klassen tätig zu werden. Das birgt Möglichkeiten, aber auch Hindernisse, schließlich schrumpft der Altersunterschied zwischen Studenten und Schüler immens. Um die Angebote und das Niveau trotz allem hochzuhalten und sich den Bedürfnissen der Klassen besser anzupassen, wird am Ende jeder Veranstaltung nach einem Feedback gefragt, welches dann bei den regelmäßigen Treffen durch die Teilnehmer aufgearbeitet wird.

Auch jetzt noch versucht das Projekt, weiter zu wachsen, und so gab es am Tag des studentischen Engagements, welcher dieses Jahr am 23. April auf dem Universitätsplatz stattfand, auch einen Stand der Lokalgruppe. Dass diese Werbung Früchte trägt, sieht man, wenn man bei einer der Sitzungen die Interessierten fragt, wodurch sie auf diese Möglichkeit des Engagements aufmerksam geworden sind. Doch auch die Neulinge müssen sich erst einmal einer Einführung in die Thematik des Projektes unterziehen und werden die ersten Male nur zusammen mit Erfahrenen in die Schulen geschickt. Außerdem wurden seit der Gründung vielerlei Kooperationen mit anderen Gruppen wie »Aufklärung gegen Tabak e.V.« angestrebt, womit ein breiteres Spektrum an Prävention geschaffen wird.

Dennoch bleibt die Zukunft von *Mit Sicherheit verliebt* offen. Nicht jeder scheint das Projekt gutzuheißen. So wurde es in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung einer heftigen Kritik unterzogen, wodurch man sich auf der offiziellen Internetseite zu einer Stellungnahme gezwungen sah. Kritik ist und muss auch weiterhin ein wichtiger Bestandteil sein, denn nur so kann gewährleistet werden, dass Ungeeignetes nicht den Weg in eine eigentlich helfende Kampagne findet. Was geeignet ist und was nicht, das muss jeder für sich selbst entscheiden, und bei *Mit Sicherheit verliebt* handelt es sich auch keineswegs um eine Pflichtveranstaltung.

Fragt man Studierende, die sich für das Projekt interessieren und einsteigen wollen, bekommt man immer dieselbe Antwort: Spaß und Nützlichkeit ergeben ein Ehrenamt, an dem man mitwirken möchte. Wenn auch Du Dich eingehender mit diesem Thema beschäftigen möchtest, findest Du im Internet unter den beiden unten angegebenen Adressen die wichtigsten

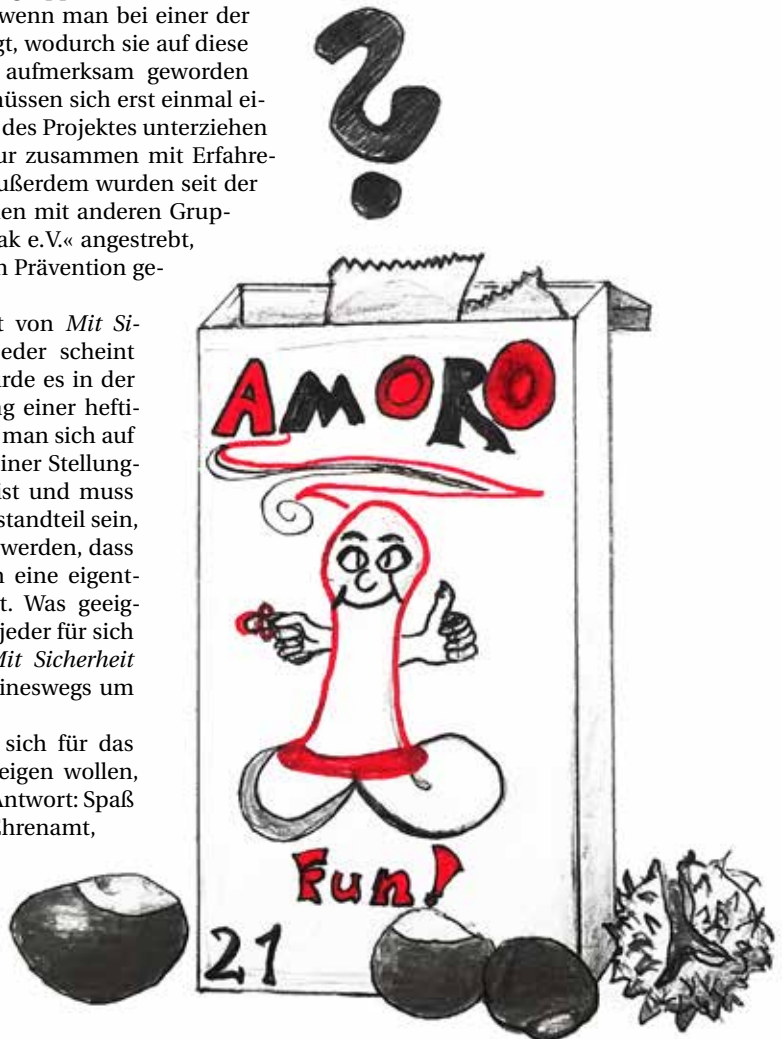
Infos und die bereits erwähnte Stellungnahme zu den Artikeln in der FAZ. Im zweiten Link wird dann explizit auf das Lokalprojekt an unserer Universität eingegangen.

Text: Til Norge

Logo: AG Mit Sicherheit verliebt

Illustration: Robert May

- www.sicher-verliebt.de
- www.sicher-verliebt.de/lokalprojekt/halle



Und, was hörst du so?

Wir haben eine Umfrage gestartet, um herauszufinden, welche Musik hallische Studierende gut finden. Die beliebtesten Musikrichtungen und Clubs seht Ihr hier:



Maik (Physik) hört gerne Jazz und Salsa und ging früher gern zum Tanzen auf Salsa-Partys, die eine Zeit lang in der »Schorre« organisiert wurden.



Vier Mathe-Lehramtsstudenten finden jeweils Elektro, Hip-Hop und Schlager gut und gehen zu später Stunde in den Turm oder auch mal ins Flowerpower.



Paul (Biochemie) steht auf Goa, und Lara (Kunstgeschichte) feiert zu Drum'n'Bass – beide gehen am liebsten ins Hühnermanhattan.

Rock, Jazz, Reggae ... Oder doch eher Goa? Die Musikgeschmäcker sind verschieden. Deutlicher Spitzenreiter ist Elektro – von Elektroswing über House zu Drum'n'Bass, fast jeder Zweite tanzt gern zu elektronischen Beats. Auch Rock oder Hardrock wird von einem Großteil der Studenten bevorzugt. Außerdem gibt es einige Fans von Schlagern und Oldies aus den 80ern und 90ern. Gut ein Viertel der Befragten hört zudem am liebsten Popmusik.

Außerdem wollten wir wissen, wo man hier in Halle gut feiern kann. Populäre Locations sind vor allem das Hühnermanhattan und das Charles Bronson. Im Sommer gehen viele gern ins Grüne auf die zahlreichen Open Airs in und um Halle. Auch unbekanntere Clubs wie die Basserie, der Salon Kaulenberg und die Station Endlos erfreuen sich zunehmender Beliebtheit. Anstatt in einen Club zu gehen, lässt jeder fünfte Studierende seinen Tag vorzugsweise in einer gemütlichen Bar oder Kneipe ausklingen.

Jedoch hat sich in unserer Umfrage auch herausgestellt, dass etwa 40 Prozent der Befragten nicht ganz glücklich mit der Musikauswahl in Halle sind, weil in den hiesigen Clubs nirgendwo ihre Lieblingsmusik läuft. Elektroswing wird hier beispielsweise kaum gespielt. Immerhin findet aber knapp die Hälfte der Unzufriedenen beim Feiern gehen auch andere Musik, auf die es sich gut tanzen lässt.

Text und Fotos: Katharina Mußner



Der Hallische Zufall

»Der Hallische Zufall« ist die neue Kolumne der *hastuzeit*. Darin schildert Tobias regelmäßig Momente und Begebenheiten der hallischen Ab- und Besonderlichkeiten. Im zweiten Teil erlebt der Hallische Zufall die Hassliebe einer Studentin zur Saalestadt.

»Halle ist wirklich die perfekte Stadt zum Hasslieben.«

Diesen Gedanken hat der Hallische Zufall kürzlich bei einer jungen Frau aufgeschnappt.

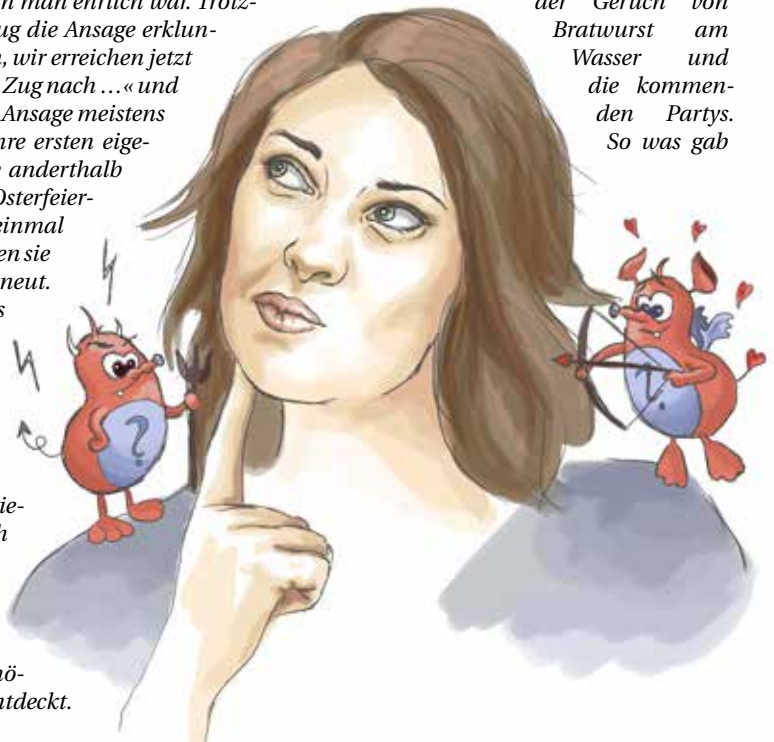
Der Hallische Zufall wird gerne einmal übersehen oder verpasst, wenn Menschen völlig in Gedanken versunken sind. Dann beachten sie ihn gar nicht, und er taucht gern in die Gedanken dieser Menschen ein, um ihnen eine Weile zu folgen.

So auch kürzlich, da saß er mit der Studentin und deren Hassliebe in der Tram vom Bahnhof Richtung Innenstadt. Die perfekte Stadt zum Hasslieben? Der Hallische Zufall beschloss den Gedanken noch eine Weile zu folgen:

Wenn man nach Halle kommt, sieht man als erstes dieses verkommene Gebäude, dachte sie und schaute nach draußen. Das wirkte abschreckend. Die Gegend rund um den Bahnhof war wirklich hässlich. Grau, leerstehend und voller Plattentektonik. Und dann erst diese gigantische Straße nach Neustadt... Halle hatte einige dieser Ecken, wenn man ehrlich war. Trotzdem hatte sie sich gefreut, als im Zug die Ansage erklungen war: »Meine Damen und Herren, wir erreichen jetzt Halle (Saale), Sie erreichen noch den Zug nach ...« und so weiter. Der Zug passiert bei dieser Ansage meistens das Peißen-Center. Hier hatte sie ihre ersten eigenen Möbel gekauft. Gerade war sie anderthalb Wochen bei ihren Eltern gewesen. Osterfeiertage. Die Zeit zu Hause war wieder einmal viel zu kurz gewesen. Jetzt erschreckten sie die hässlichen Ecken am Bahnhöferneut. Wie jedes Mal zurück in Halle. Das war schon beim ersten Besuch vor fast fünf Jahren so gewesen. Dazu der furchtbare obere Teil der Leipziger Straße, wo Leerstand und Ein-Euro-Läden regierten. Wenn man hier ankam, wurde man erst einmal daran erinnert, dass hier vieles im Argen lag. Alles kein Vergleich zur florierenden Einkaufsstraße ihrer Heimatstadt. Den Kontrast fand sie dieses Mal wirklich heftig. Andererseits hatte sie letzten Sommer zufällig einen wunderschönen See in Neustadt zum Baden entdeckt.

Und die Leipziger Straße und überhaupt die ganze Stadt besaßen unfassbar viele der wunderschönen Gründerzeithäuser, die sie so liebte. Auch das hatte sie gleich am Anfang vor fünf Jahren bemerkt, und es hatte ihr gefallen. Es war ein Jammer, dass nicht mehr Leute von diesen schönen Seiten Halles wussten. Man konnte hier locker zwei ganze Tage touristisch herumlaufen und würde jede Menge schöne Ecken kennenlernen. Selbst wenn man sich vom Zufall treiben ließ. Der Stadtgottesacker, die Saalebiegung auf Höhe des Giebichensteins und natürlich die Peißnitz. Sie freute sich schon auf die Open-Airs, die legal und frei organisiert im Sommer wieder zahlreiche Abende versüßen würden. Dazu

der Geruch von Bratwurst am Wasser und die kommenden Partys. So was gab



es wirklich nicht überall. Diese spontane Feier- und Ausgekkultur war wirklich lässig, ganz anders als zu Hause, wo ohne Auftakeln, Verkampfen und Türsteher gar nichts ging. Sie liebte es, hier zu studieren. Es würde ein toller Sommer werden, wirklich erstaunlich, wie sehr man sich in eine Stadt verlieben konnte. Sie schaute kurz hoch und blickte einem Thor-Steinar-Schriftzug entgegen. Sofort trübten sich ihre euphorischen Gedanken ein. Ja, auch das war Halle. Kaum eine Stadt, wo die Rechten so offen und sichtbar ihre Mode und Ansichten spazieren trugen. Man begegnete ihnen praktisch überall. Das war zum Kotzen. Überhaupt Sachsen-Anhalt und Halle hatten viele Probleme. Halle war ein bisschen selber schuld, dass es nicht mehr oder schneller voran ging, fand sie. Darüber konnte man sich aufregen, wenn man wollte. Was in dieser Stadt für Potenzial steckte und nicht genutzt wurde. Sie hasste so was. Andererseits konnte man auch sagen, dass Halle eine grundehrliche Stadt war. Schandflecken waren nicht zu übersehen. Leerstand, Rechte, Probleme, all das gab es auch anderswo, aber dort versteckte man es. In Halle sah man all das, arbeitete sich daran ab. Trotzdem lebte daneben dieses lebendige, besondere, unterschätzte Halle. Wahrscheinlich war es das, was Halle für sie so besonders machte: Die Echtheit. Halle war echt. Vielleicht erforderte

echte Liebe, dass man einige Seiten auch hassen konnte. Vielleicht auch nicht. Diese Hassliebe zur Saalestadt war jedenfalls echt. Sie hasste Halle, weil sie die Stadt liebte und sie liebte Halle, weil sie die Stadt hasste. Vielleicht ...

Abrupt endeten die Gedanken, und auch der Hallische Zufall schreckte hoch. Er sah, dass das Mädchen ihn nun doch erkannt hatte. Sie hatte ein anderes Mädchen getroffen, vielleicht eine Kommilitonin, und war mit ihr aus der Tram gestiegen und Richtung Mensa verschwunden.

Auf Wiedersehen.

Text: Tobias Hoffmann
Illustrationen: Anne Walther

- Begegne dem Hallischen Zufall in früheren und zukünftigen Heften: www.hastuzeit.de/tag/zufall

Rollator-Ausstellung

Bis zum 28. Juni zeigt das Stadtmuseum Halle (Große Märkerstraße 10) die Foto-Ausstellung »Mobilmachung – vom Leben mit dem Rollator«.

Händelfestspiele

Vom 30. Mai bis 14. Juni 2015 finden wieder die alljährlichen Händelfestspiele statt. Die Besucher erwartet unter dem Titel »Händel und seine Interpreten« ein umfangreiches Programm der Extraklasse. Die Festspiele widmen sich den musikalischen Gesang-Porträts händelscher Sänger.

- www.haendelfestspiele-halle.de

B-Day-Party

Den 15. Geburtstag feiert Radio Corax mit seinen Hörern vom 3. bis 4. Juli. Am Freitagabend um 20.00 Uhr treten an der Freilichtbühne auf der Peißnitz unter anderem die Bands »Schellfisch« und »Oum Shatt« auf, abgeschlossen wird der Freitag mit »The Golden Schmucks«. Schaut auch am Samstag vorbei, denn da gibt es wieder viel Musik zum Tanzen.

- <http://959.radiocorax.de>

Mitrudern gegen Krebs

Die Benefizregatta »Rudern gegen Krebs« wird seit zehn Jahren von der Stiftung »Leben mit Krebs« bundesweit initiiert. Hallische Rudervereine und das Universitätsklinikum Halle kooperieren nun mit der Stiftung, um diese Benefizregatta in Halle zu ermöglichen. Mit den Einnahmen soll ein Sportprojekt für Tumorpatienten am Uniklinikum finanziert werden.

Am Sonntag, den 26. Juli rudern alle Teilnehmer in Doppelratern 400 Meter auf dem Böllberger Kanal für den guten Zweck. Ob Anfänger oder erfahrener Ruderer, die hallischen Rudervereine bereiten alle Teilnehmer qualifiziert auf den Wettkampf vor. Zum anschließenden Sommerfest sind alle Ruderer und Zuschauer herzlich eingeladen.

- Anmeldung der Mannschaften (4 Personen) unter www.rudern-gegen-krebs.de (Regatten 2015/Halle).
- Anmeldeschluss: 7. Juni 2015

Zwei Tage Reil

Das »Reil 78« wird 14 Jahre alt! Gefeierrt wird am 12. und 13. Juni. Freitag bekommt Ihr ab 18.00 Uhr eine Feuershow und wenig später auch einen Hip-Hop-Jam serviert. Samstag geht es schon nachmittags um 14 Uhr los. An beiden Tagen könnt Ihr zu verschiedenen Musikrichtungen bis in die Nacht hinein tanzen.

- <http://reil78.de>

Nicht vergessen!

Alles, was im kommenden Monat wichtig ist und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat

Unikino

Wer vom Sommer schon genug hat, kann sich am Donnerstag, den 11. Juni um 20.15 Uhr entspannt in den Hörsaal XXII im Audimax zurückziehen und an die kalten Wintermonate zurückdenken. Die Pinguine aus Madagaskar sorgen für heitere Stimmung und motivieren vielleicht ein wenig, sich wieder in die Sonne zu legen. Ihr müsst nur 1,99 € Eintritt (zzgl. 0,51 € einmaliger Semesterbeitrag) dafür lohnen. Günstige Snacks und Getränke können natürlich auch erworben werden.

- www.unikino.uni-halle.de/programm/

Barrierefreie Systeme

Prof. Dipl.-Ing. Guido Jax spricht am 18. Juni von 18.00 bis 20.00 Uhr im Hörsaal XVI des Melancthonianum, darüber, dass architektonische Superlative von der Behindertenrechtskonvention der UN auf Barrierefreiheit geprüft werden. Wie kann Inklusion im Kontext von Mensch, Raum und Systemen erreicht werden?

- www.diversity.uni-halle.de

Ökofete und Schnippelparty

Das größte Umweltfest Mitteldeutschlands findet am Sonntag, den 14. Juni, in Leipzig von 12.00 bis 19.00 Uhr an der Anton-Bruckner-Allee im Clara-Zetkin-Park statt. Nach Leipzig kommt Ihr mit Eurem Semesterticket kostenlos.

- <http://www.oekoloewe.de/oekofete.html>

Am Peißnitzhaus wird am Sonntag, den 14. Juni um 18.00 Uhr nicht nur Gemüse und Obst geschält und gewürfelt, sondern auch zu guter Musik getanzt.

- www.foodsharinghalle.wordpress.com

• Du bist Student und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an redaktion@hastuzeit.de und erkläre uns kurz und knackig Dein Projekt!

Kräftemessen

Tagsüber werden beim Unisportfest Kräfte gemessen und um die begehrten Pokale gekämpft, abends wird bei der Stura-Party auf dem Universitätsplatz gefeiert und anschließend im Studentenclub »Turm e.V.« das Tanzbein geschwungen.

- Wann: 11. Juni, ab 14.30 Uhr
- Wo: Universitätssportplatz Ziegelwiese

Auch wir als Redaktion der *hastuzeit* haben ab 19.00 Uhr auf dem Uniplatz vor dem Audimax einen kleinen Stand, um mit Euch Eure Erfolge zu feiern.

Wir freuen uns auf Euch!

Lesung und Diskussion

Sarah Diehl liest am 17. Juni um 19.00 Uhr im Rahmen des Arbeitskreises »Que(e)r einsteigen« aus ihrem aktuellen Buch »Die Uhr, die nicht tickt – Kinderlos glücklich«. Eure Geldbörse wird geschont. Wo? Frauenzentrum Weibewirtschaft, Karl-Liebknecht-Straße 34

- <https://queereinsteigen.wordpress.com/>

Ringvorlesung Nachhaltigkeit

Wie gelingt die Energiewende? Der Frage geht Dipl.-Ing. Wolfgang Neldner am 17. Juni um 18.00 Uhr im Hörsaal XXIII des Audimax auf den Grund.

- <https://nachhaltig.de/ringvorlesung/>

Des Rätsels Lösung

Nach folgenden Künstlern haben wir in Heft 59 gesucht:

1. DAVINCI
2. MONET
3. MICHELANGELO
4. BERNINI
5. VANGOGH
6. PHIDIAS
7. CARAVAGGIO
8. PICASSO
9. KANDINSKY
10. DALI
11. KLEE
12. REMBRANDT
13. HOKUSAI
14. TISCHBEIN



gefördert vom Studierendenrat der MLU

Musiker-Rätsel

Es werden Künstler verschiedenster Epochen gesucht, die sich von der Barockmusik bis heute einen Namen machen konnten und immer noch gespielt werden, sei es im Radio, auf Konzerten oder in der Oper. Namen enthalten keine Leerzeichen, Umlaute werden ausgeschrieben.



1. Die erfolgreichste britische Rockband der 1960er Jahre. Auf ihren Londoner Konzerten wurden reihenweise weibliche Fans bewusstlos.
2. US-amerikanischer Experimentalmusiker des 20. Jahrhunderts. Er spielt unter anderem auf Kochtöpfen und mit dem Schweigen seines Publikums.
3. US-amerikanischer Rapper, der mit zahlreichen Traditionen seines Genres bricht.
4. Pariser Komponist und Pianist des 19. Jahrhunderts mit polnischen Wurzeln, der durch seine Sensibilität für Noten und Klänge weltberühmt wurde
5. Komponist des Ballettes »Schwanensee«. Starb in seiner Heimat Russland eines überraschenden Todes, über den heute noch kräftig spekuliert wird.
6. Komponist der Romantik, von dem ein sich an einer Jahreszeit orientierender Liederzyklus sowie die Vertonung einer Goethe-Ballade stammen.
7. Sohn der Stadt Halle, der seine Glanzzeit hauptsächlich in England bei Hofe zugebracht hat.
8. Ein Musiker, der mit seinem während seiner Karriere stark verändertem Erscheinungsbild von sich reden machte. In seinem populärsten Musik-

video tanzt er mit einer Schar von Untoten.

9. Ein Musiker, von dem nach seinem Selbstmord mehr Material veröffentlicht wurde als zu Lebzeiten. Er wurde als Gitarrist und Sänger einer amerikanischen Kultband berühmt.

10. Dieser Komponist lebte und arbeitete zu Beginn des 18. Jahrhunderts unweit von Halle und wurde nicht zuletzt wegen seiner Passionen zu hohen kirchlichen Feiertagen geschätzt. Es wird nur der erste Vorname gesucht.

11. Ein Komponist der Wiener Klassik, der neben vielen deutschen und italienischen Opern auch eine nach ihm benannte Süßigkeit hinterlässt.

12. Einer der gefragtesten und einflussreichsten italienischen Komponisten und Geiger im 18. Jahrhundert. Er unternahm für seine Zeit ausgesprochen lange, internationale Konzertreisen.



Foto: Christine Unsicker